



Christliches Jahrbuch

zur

Belehrung und Unterhaltung

1902.



53
2
02
3

Caribbean Journal

Vol. 1, No. 1

1902

Published by

The Caribbean Journal Company

San Juan, P. R.

Subscription

Price

Per Annum

Single

Number

Per Annum

Christliches Jahrbuch

zur

Belehrung und Unterhaltung

ss 1902 ss



Herausgegeben

von

Abt. und Jak. Kröker

in Spät, Post Simferopol



Zu beziehen:

In Deutschland durch die
Buchhandlung J. G. Oncken
Nachfolger (G. m. b. H.)
Cassel, Jägerstraße 11.
Preis geb. M. 1, brosch. 75 Pf.

In Rußland durch
A. Kröker, Spät, Station
Sarabus, Taurien.
Preis geb. 50 Kop., brosch.
35 Kop.

In Amerika durch Mennonite Publ. Co. in Elkhart, Indiana.
Preis geb. 30 Cents, brosch. 20 Cents.

Kz

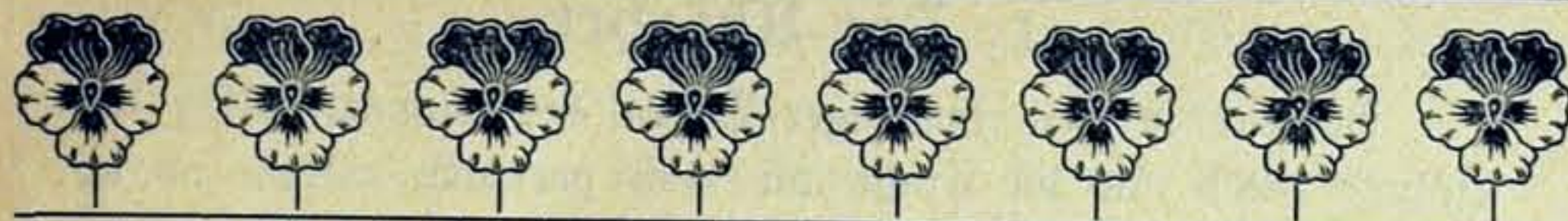
34,

253

Ch2

1902

K.3



Ein Besuch in Jerusalem und Umgegend.

Von J. G. Kargel in Petersburg.



Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen," singt der Dichter; bei mir aber heißt es gegenwärtig eigentlich: „So soll er was erzählen.“ Denn daß mir der Herr auch einmal eine Reisetour nach Palästina und speziell nach Jerusalem vorge-schrieben hat und ich dieselbe mit der Hilfe des Herrn wohl-behalten zurücklegen konnte, ist mehr als ich dachte bekannt geworden; deshalb wurde fast überall, wohin ich mich seitdem wandte, in kleinern wie in größern Kreisen von einzelnen Personen und ganzen Versammlungen die Frage an mich ge-richtet, ob ich nicht etwas über Jerusalem mitteilen wollte. Obwohl ich nicht gern die Neugierde zu befriedigen bereit bin, möchte ich doch einiges schreiben, weil ich weiß, daß vielfach eine gar andre Ursache einem solchen Verlangen zu Grunde liegt: Es ist die Liebe zu denjenigen Stätten, die uns aus keinem andern Grunde und um niemand anders willen als um des Herrn und seiner Thaten von alters her lieb und wert geworden sind. Deshalb nur möchte ich auch die folgenden Mitteilungen machen. Ursache, Zweck und Ziel meiner Reise anzugeben, er-lassen mir die lieben Leser wohl gern, weil dieselben sehr viel Veranlassung zur Abschweifung von dem Beabsichtigten geben und den Bericht viel zu viel erweitern würden.

1. Die Abfahrt.

Es war in den zwanziger Tagen des Monats März des Jahres 1889, als die Frage an mich gerichtet wurde, ob ich bereit sein würde, nach Jerusalem zu gehen. Jerusalem sehen, ja, das war ja einst noch als kleiner Knabe ein heißer Wunsch meines Herzens gewesen, als die lieblichen biblischen Geschichten mich zuerst mit dem einst geliebten und gelobten Lande bekannt machten. Auch später war dies noch einmal, nachdem ich meinen teuren Herrn schon erkannt hatte, zu einem noch brennenderen Verlangen herangereift, so daß ich mich bereits mit einem lieben Bruder, der nun schon im himmlischen Jerusalem daheim ist, verabredete, wie und wann die Reise vor sich gehen sollte. Gott unterschrieb damals unsern Plan nicht, und die Sache unterblieb. Jetzt aber, da diese Frage an mich gerichtet wurde, war alles da drinnen ruhig und weder etwas von einem ehemaligen, kindlichen Zuge, noch von dem spätern jugendlichen Feuer vorhanden. Ich legte dem Herrn die Frage vor, und Er entschied. Am 27. März verließ ich St. Petersburg, und am 30. morgens befand ich mich in Odessa, wo es allerlei für die Reise zu besorgen gab. Der liebe Herr half über Bitten und Verstehen, so daß ich mich Sonnabend, den 1. April, nachmittags, auf einem russischen Dampfer einschiffen konnte. Zu meiner großen Enttäuschung durfte ich noch hier erfahren, daß eine Überfahrt von Odessa nach Jaffa mehr Zeit in Anspruch nehme, als wenn ich von Europa nach Amerika übersehe. Die eine und längere Linie, die an der kleinasiatischen und syrischen Küste entlang führt, nimmt nämlich volle vierzehn Tage und die über Alexandrien zehn Tage in Anspruch. Ich war froh, daß ich einen Dampfer getroffen hatte, der die letztere befuhr.

Punkt 4 Uhr war der letzte Glockenschlag auf unserm Dampfer verklungen, und hinein ging's südöstlich ins Schwarze Meer. Der Herr hatte uns schönes, stilles, wenn auch ein wenig kaltes Wetter gegeben. Stundenlang weilten die Passagiere noch auf dem Deck, wo gewöhnlich die ersten Bekanntschaften angeknüpft werden. Zwar konnte man diesmal nicht weite Bekanntschaften machen, weil leider der Mitfahrenden nur wenige waren. Bismlich ermüdet von den mancherlei Placereien der letzten Tage, empfahl ich mich bald dem Herrn

und schließ geborgen in den herrlichen Sonntag hinein. Auch am Sonntag ging's gut. Hier und da unterhielt ich mich mit den wenigen nach den Athos-Bergen in Griechenland gehenden Pilgern und hatte eine besonders lange Unterhaltung mit einem Handlungsreisenden aus Nürnberg. Letzterer schien in moralischer Hinsicht eine große Ausnahme vor vielen seinesgleichen zu sein, aber von einem Leben aus Gott, einer Erlösung durch den Eingebornen und einer seligen Gemeinschaft mit Ihm wollte er doch nichts wissen. Es that mir herzlich leid um ihn, da er sonst einen sehr guten Eindruck auf mich gemacht hatte. Noch einmal gingen wir zur Ruhe, bevor wir das Schwarze Meer verlassen durften.

2. Konstantinopel.

Montag früh 6 Uhr, nachdem wir volle 38 Stunden segelt hatten, erblickten wir, als wir durch unsre Luken hinaus-schauten, zu beiden Seiten des Dampfers ganz nahe Land. Wir waren somit in den Bosporus eingefahren. Schnell kleidete ich mich an, um mich an dem prachtvollen Anblick zu weiden, der sich hier darbot. Ein schmaler Streifen Wassers, ungefähr eine deutsche Meile (bald weniger, bald mehr) breit, trennte hier Europa von Asien. Zu beiden Seiten war Berg und Thal in das anmutigste Grün gekleidet, das uns laut verkündete, wir hätten von hier ab den Winter hinter uns. Es war für mich um so überraschender, so plötzlich in den Frühling hineinversetzt zu sein, da ich im hohen Norden eben noch vor einigen Tagen Schnee und Eis in Menge gesehen hatte. Zwei Stunden lang, zogen bei langsamerer Fahrt die prächtigsten Villen, Gärten Landschaften, Berge und Thäler an uns wie in einem Panorama vorüber, bis wir Skutari vorbei zwischen Stambul und Galata vor dem Goldnen Horn Anker warfen. Diese eben genannten drei Stadtteile mit dem sich dicht an Galata schließenden, aber höhergelegenen Pera bilden das vom Meere aus gesehen überaus schöne Konstantinopel.

Hier hatten wir viel Zeit; volle dreißig Stunden waren uns zur Verfügung gestellt, und konnte man somit manche Sehenswürdigkeit in Augenschein nehmen. Doch möchte ich mit denselben niemand aufhalten, sondern nur beiläufig das be-

merken, daß man, sobald man die Stadt betritt, sehr enttäuscht wird. Zwischen dem herrlichen Schein und dem wirklichen Sein ist wie bei so vielem in dieser Welt auch hier eine sehr große Kluft befestigt. Ich war eigentlich recht froh, als sich am 4. April, Dienstag, 5 Uhr unsre Anker von neuem lichteten und wir in das Marmara-Meer hinausfuhren. Von hier ab hatten wir eine ziemliche Anzahl Passagiere, es waren wiederum Pilger, die aber weder nach den Athos-Bergen in Griechenland, noch nach Jerusalem gingen, sondern ihr Angesicht nach Mekka gerichtet hatten. Tataren von der Wolga her, Tscherkessen vom Kaukasus waren es, die uns ein Dampfer von Sebastopol überbracht hatte, sowie eine Anzahl Vollblut-Türken und Araber. Wie herzlich weh thut es einem, wenn man diese verwitterten und halb verwilderten Angesichter, wie die der Tscherkessen, anschaut und sich doch dabei sagen muß, daß ihnen ein Zug innewohnt, der sie gewaltig zu Dem hinzieht, der nicht allein der Juden und der Christen Gott ist, sondern auch der Heiden Gott! Denn was ist es anders als jenes innere, ungestillte Verlangen, das nur durch Gott gestillt werden kann, das sie von ihrem eignen Herd weg in die weite Ferne treibt? Ich sage, es thut einem herzlich weh, wenn man dies erwägt und doch nicht im stande ist, ihnen die frohe Botschaft zu bringen, daß ihrem innern Hunger und Durst jetzt schon vollkommen abgeholfen werden kann durch Den, der als das Brot vom Himmel zu uns gekommen ist, damit Er der Welt durch sich das Leben gebe. Man muß einer Szene, wie ich sie so oft schon Gelegenheit gehabt habe zu sehen, mit beigewohnt haben, um im stande zu sein, auch im Hinblick auf diese Armen die heiße Bitte: „Dein Reich komme!“ dem Herrn brünstiger denn je ans Herz zu legen. Hier ist sie, diese Szene, wie ich sie auch diesmal wiederholt gesehen. Es ist ihre Zeit für sie zum öffentlichen Gebet, die — wenn mir's recht ist — dreimal des Tages wiederkehrt; auf dem Deck der III. Klasse findet sich aber kein Raum hierzu, denn es ist alles stark besetzt. Was muß geschehen? Als Antwort hierauf werdet ihr bald den Mullach (Priester) aus ihrer Mitte sich aufmachen und zu dem Kapitän gehen sehen, den er um einen Platz auf dem Deck I. Klasse zum Gebet bittet. Bald ist er ihm gewährt, und sofort machen sich die Männer

unter ihnen alle auf, bringen Decken oder Teppiche oder ziehen ihren Rock, Kittel oder Mantel aus und breiten sie auf den Boden, um hier unter freiem Himmel niederzuknien und ihr Gebet zu verrichten. Ist der Himmel bewölkt und trübe und die Himmelsgegend nicht leicht ausfindig zu machen, so zieht der Mullach seinen Kompaß hervor, und schnell ist die Richtung, in der Mekka liegt, gefunden. Nun wird niedergekniet, und abermal und abermal neigen sie ihr Haupt, bis ihr Angesicht den Boden berührt, und sagen ihr Gebet „Allah“ her. Ich konnte ihnen leider nur mit der Hand gen Himmel und dann aufs Herz weisend zu verstehen geben, daß der Gott des Himmels und der Erde am liebsten einen Platz in unserm Herzen haben will, und ich glaube, sie verstanden, was ich ihnen sagen wollte, denn ein freundliches, zustimmendes Nicken war die Antwort, die mir von ihnen wurde.

3. Die biblischen Gewässer.

Diese Nacht über durchfurchten wir das schmale, längliche Marmara-Meer, und als wir am Morgen erwachten, stand unser Dampfer vor Galipoli. Einige Stunden Aufenthalt, und wiederum ging's weiter durch die stark befestigten Dardanellen. Schon hier zog so vieles meine Aufmerksamkeit auf sich, was vielleicht keinen von allen Mitreisenden interessierte; denn links von uns, das ist östlich, lag Kleinasien, welches mich an die Zeiten der Apostel und der von ihnen hier in schöner Anzahl gegründeten Gemeinden erinnerte. Dicht an Mysien, das Apg. 16, 7. 8 erwähnt wird, fuhren wir eben dahin, und noch ehe wir Kap Baba erreicht hatten, waren wir an Troas vorübergesegelt, jenem für uns ewig denkwürdigen Punkte, weil von hier aus einst der Apostel Paulus mit seinen Begleitern zuerst nach Europa übersehte, um den Makedoniern auf jenes Gesicht hin (Apg. 16, 9. 10) das Evangelium von Christo zu verkünden.

Während wir so in diese biblischen Gewässer einfuhren, wehte eine ziemlich frische Brise, die indes unserm großen Dampfer sehr wenig anhaben konnte. Ich gedachte da der teuren Knechte Gottes, Paulus, Silas, Timotheus, Lukas und anderer, wie sie einst eben diese Wogen durchkreuzten; ich dachte des

heiligen Feuers, das ihr Herz und Seele so erfüllte, daß sie ihr Volk, ihre Heimat, ihre Muttersprache und all die hiermit verbundenen Bequemlichkeiten gern aufgaben, um diese wilden Eilande aufzusuchen und Christum, den Gefreuzigten, als göttliche Kraft und göttliches Leben zu verkündigen. Und zwar zogen sie aus, ohne ein Missions-Komitee oder eine Missions-Gesellschaft hinter sich zu haben, einfach auf Den vertrauend und wartend, der gesagt hat: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen.“ (Hebr. 13, 5.) Und auf welchen leichten, schwankenden Fahrzeugen segelten sie über diese Fluten! Es waren Boote, die sie Tag und Nacht bei solchem Wetter, wie ich's eben hatte, der Gefahr des Untergangs aussetzten. Eine Reise wie die meine war hingegen eine Lustfahrt, ein Vergnügen. Auch gedachte ich, mich schämend, der vielen Klagen, die so leicht aus unsrer Brust emporsteigen, wenn uns bei des Herrn Werk hier und da etwas geringfügig Unangenehmes begegnet, und hat den Herrn, Er möge uns treuer und selbstverleugnender für Ihn machen.

Unser Dampfer nahm nun den geraden Weg nach Smyrna. Westlich von uns, und zwar ganz nahe, fuhren wir an der Insel Mytilene (Apg. 20, 14) vorüber, während sich östlich und südöstlich, gerade vor uns in den dunkeln Bergen, der Schauplatz der sieben Gemeinden der Offenbarung (Kap. 2. 3) ausbreitete. Wie gern wäre ich da durch die theils verödeten Gegenden, wo sich viele Ruinen von den ehemals blühenden Städten finden, in denen diese Gemeinden ihr Wesen hatten, gewandert, um an ihnen mit meinen eignen Augen zu sehen, wie Gott seine Drohungen und Verheißungen wörtlich wahr gemacht hat! Leider konnte ich nur die eine dieser Städte, nämlich Smyrna, sehen. Nachdem wir eine ganze Nacht die langgestreckte Bucht von Smyrna durchfahren, lagen wir, als wir am Morgen erwachten, dicht vor der Stadt. In einem großen Halbkreis um uns her dehnte sich die ansehnliche Stadt am Ufer aus, sich zum Teil langsam, zum Teil steil an den Hügeln erhebend. Geradeaus liegt der die Stadt beherrschende Berg Pagos, auf dem man noch große Überreste einer alten Festung und des ehemaligen Amphitheaters wahrnehmen kann. Auf der Arena dieses Theaters haben eine große Anzahl lieber Kinder Gottes

noch in den ersten Jahrhunderten ihr Leben lassen müssen, indem sie hier von wilden Tieren in Stücke zerfleischt wurden. Hier war es auch, wo der alte Polykarpus, Bischof von Smyrna und Schüler von Johannes, sein Leben unter den zermalmenden Zähnen der Löwen aushauchte. Eine große Kapelle bezeichnet heute die Stätte, wo die Überreste der treuen Zeugen zur Ruhe gebettet wurden.

Die Stadt selbst ist heute ein recht blühender Handelsplatz mit einer Einwohnerzahl, die nahe an die 200 000 hinankommt. Der rege Verkehr mit Europa hat schon ein gutes Stück asiatischen Phlegmas hinweggelegt und dafür europäische Kultur an seine Stelle gesetzt, doch ist noch immer sehr viel in dieser Hinsicht zu wünschen übrig. Das Erfreuliche aber ist, daß die Stadt der großen Mehrzahl nach von Christen bewohnt ist und es dazu eine Anzahl christlicher Missionen in derselben giebt, die auf verschiedene Weise den Juden, Mohammedanern und Ramenchristen Christum suchen nahezubringen. Es ist somit dieser Stadt bis heute noch ihr Leuchter belassen worden, wohingegen dem mit der Eisenbahn von hier in zwei Stunden erreichbaren Ephesus der Leuchter längst hinweggestoßen worden ist. (Off. 2, 5.) Ein großer Ruinenhaufen, überwuchert von Schlingpflanzen und Unkraut, das ist alles, was von demselben übriggeblieben sein soll.

Nachdem wir die Bucht von Smyrna verlassen hatten, gab es nur noch einen Hafen im Ägäischen Meere, dem wir einen Besuch abstatteten, nämlich dem der Stadt und Insel gleichen Namens, Chios. (Apg. 20, 15.) Nur zwei Stunden weilten wir hier, denn unser Kapitän beeilte sich, so schnell als möglich die Strecke zwischen hier und Alexandrien zurückzulegen, da das Osterfest vor der Thür war, welches er durchaus dort zu feiern beabsichtigte. Gewiß war ich nicht wenig mit dieser Absicht zufrieden. Die Fahrt war eine überaus prachtvolle, nicht nur des schönen Wetters wegen, das, beiläufig gesagt, sich in diesen südlichen Gegenden schon zu vollem Sommer ausgestaltet hat, sondern auch der vielen herrlichen Aussichten halber, die immer von neuem in den verschiedenen Inseln vor uns auftauchten. Bald rechts, bald links erhoben sich die theils kleinen, theils größern Inseln und Inselchen aus dem Meer, die einen fahl

und öde, fast einem großen Riesensfels ähnlich, die andern grün und bewaldet, hier schroff zur See abfallend, dort niedrig und eben als flaches Land an derselben hingestreckt oder zur überraschenden Abwechselung sich plötzlich in Tausenden von Fuß in die einhüllenden Wolken erhebend, und unter ihnen Namen wie Samos, Patmos, Cos, Rhodus usw., die uns aus Pauli Reisen oder überhaupt aus der Schrift bekannt sind und einen gerade deshalb anspornen, den Blick um so fester auf sie zu heften, um ihr Bild für alle Zeiten in sich aufzunehmen, was auch wohl für kurze Zeit, aber nicht für die Dauer gelingt, da der Eindrücke zu viele sind.

Endlich ist Carpathus, die letzte der Inseln, passiert; wir haben „das große Meer“ (Jos. 1, 4; 15, 12) oder das Mitteländische Meer erreicht, und von hier ab zieht kein Giland unsere Aufmerksamkeit auf sich, denn nur Himmel und Wasser schließt uns von nun an auf wenigstens dreißig Stunden ein. Hier und da taucht wohl dann und wann auf dem gewölbten Wasserspiegel ein Dampfer oder ein großer Segler auf, der entweder unsern Kurs kreuzt oder uns entgegenkommt; wir wechseln unsere Grüße durch Aufhissen und Herablassen der Flaggen, und ehe ein paar Stunden vergehen, ist er unserm Gesichtskreis entzogen. Viel Vergnügen machten uns einige müde gewordene Vögel, unter andern ein Wiedehopf und ein paar Turteltauben, die wohl auf ihrem Zuge nach dem Norden sich befanden. Die Masten und Rahen unsers Dampfers benutzten sie gern stundenlang als Ruhestätte zur Kräftigung ihrer ermatteten Flügel; einige waren sogar eine ganze Nacht über bei uns geblieben, wodurch sie allerdings nicht viel gewannen, da wir dem heißen Süden zuzuhren, dem sie offenbar enteilt.

4. Alexandrien.

Es war Sonnabend, den 8. April, ungefähr 10 Uhr morgens, als der wachthabende Offizier uns mitteilte, daß der Leuchtturm von Alexandrien vermittlest des Fernrohrs bereits zu sehen sei. Eine Stunde später konnte man ihn auch schon mit bloßem Auge erblicken, und endlich, endlich breitete sich die gelbweiße, sandige Küste von Nord-Afrika vor unsern Augen aus. Die See war ziemlich bewegt, als wir uns ihr naheten, und war fast

dem Kapitän etwas bange, daß im Falle der Wind in dem Maße, wie er angefangen, zunehmen würde, wir am Ende gar nicht durch die schwierige Einfahrt in den Hafen gelangen dürften. Bald aber wurden wir gewahr, wie ein munteres Segelboot die Hafeneinfahrt verließ und auf uns zusteuerte; es war unser Lotse, ein kundiger Araber, der uns entgegen kam, um uns sicher durch die Krümmungen und Klippen bis dicht vor die Stadt zu führen. Wir waren froh, dieses Ziel so gut erreicht zu haben, um so mehr, als wir sahen, wie die Wogen immer heftiger die Hafeneinfassungen umtobten, indem sie ihren Gischt hoch in die Luft spritzten, und als am andern Tage, das ist den ganzen Ostersonntag hindurch, die Flaggen vom Wachtposten uns neun Dampfer als in der See kreuzend signalisierten, weil sie der starken Brandung wegen nicht einlaufen konnten, da durfte ich meinem Herrn um so mehr danken für seine liebevolle Fürsorge, die uns rechtzeitig und sicher in den Hafen gebracht hatte.

Wir waren also in Alexandrien, der bedeutendsten Handelsstadt Ägyptens. Ihrer wird mehrmals in der Apostelgeschichte gedacht, und ich möchte hierbei nur an das eine erinnern, daß sie der Geburtsort Apollos, jenes „beredten und mächtigen Mannes in der Schrift“, war, von dem wir Kap. 18, 24 lesen.

Obgleich schon etwas an den Orient gewöhnt, so war mir doch nirgends so sehr der schroffe Gegensatz zwischen dem Abend- und dem Morgenlande aufgefallen als hier, und fast könnte man Pastor Nind beistimmen, wenn er sich beim Betreten eben dieser selben Stadt wie folgt äußert: „Abendländern, die nur die Einförmigkeit europäischer Städte und Menschen gesehen, wird es beim ersten Betreten des Orients in Alexandrien zu Mute, als ob sie auf einen andern Planeten versetzt werden — so verschieden ist hier alles von dem in Europa Gewohnten.“ Auf mich wenigstens machte der erste Anblick aus der Ferne auf die Stadt den Eindruck, als ob wir uns einem ungeheuren eben geschaffenen Ruinenhaufen näherten. Denn da die Häuser eigentlich ein Dach, wie wir uns ein solches vorstellen, gar nicht haben, sondern in ihren aufgeführten Mauern oben stumpf auslaufen, dann das eine höher oder niedriger als das andre ist, und es selbst an den Straßenfronten an Fenstern nach euro-

päischem Muster mangelt, kommt es einem von weitem vor, als ob es nur übriggebliebene Wände von einst gewesenen Gebäuden wären. Ihre Eintönigkeit in der Farbe oder richtiger ihre Farblosigkeit, die dem weißgelben Boden, auf dem sie stehen, so sehr ähnlich ist, trägt dazu bei, den schwermütigen Eindruck, den man empfängt, zu vollenden. Anders ist's, wenn man erst die Straßen und dann vielleicht gar den Marktplatz betritt oder das schöne europäische Viertel. Mit letzterem wollen wir hier indes nicht viel zu thun haben, da uns gewiß mehr das Fremdartige interessiert. Betreten wir also eine der echt orientalischen Straßen oder den Bazar. Alle schwermütigen Eindrücke sind auf einmal verschwunden, denn da ist alles Leben; ein Tummeln und Regen in einem bunten Durcheinander zieht nach hundert Richtungen die Aufmerksamkeit des Auges und Ohrs auf sich. Hier, in einer einfachen Wandnische, treibt der Schuhlicker sein Handwerk, dort kauert am Boden eine Anzahl Schneider in ähnlicher Wohnung, und nebenbei kauft und verkauft unter leichtem Schuppen der Kaufmann seine Glasperlen, Korallen, Bänder und dergleichen, ihnen gegenüber rasiert der Barbier moslemitische Köpfe und wäscht sie ihnen, wenn sie das mit ausbedungen haben, und gleich nahe dabei schmort der Koch auf seinem Rost den Spießbraten; ein Wanderer raucht das gemietete Nergel, ein Araber handelt um einen Karabiner, und ein ausgehungelter Neger verschlingt seine Portion Öl und Kräuter. Unterdes ziehen ganze Karawanen Kamele, entweder beladen oder Ladung suchend, an ihnen vorüber und die Eselsjungen, die ihre Tiere zur Miete anbieten. Hier tummeln sich die Straßenhändler mit ihrem lauten Geschrei, vermittelt dessen sie ihre Waren ausbieten, die Wasserträger mit den Bodschschläuchen, der Scheich aus der Wüste, der Sklave aus Kairo und vom Sudan, einige englische Kavalleristen, Mönche, schwarze Offiziere, Paschas, Europäer, Asiaten, Afrikaner, Schwarze, Weiße, Braune und Menschen in allen möglichen Hautfarben. Die größte Aufmerksamkeit zieht wohl für einen Fremden ein Fellachenweib auf sich in ihrer sonderbaren Gesichtseinhüllung, die ganz verschieden von der der türkischen Weiber ist. Und wunderte ich mich einst darüber, wie die bulgarischen Weiber ihre Kinder einfach in einem Beutel auf ihrem Rücken trugen,

so staunte ich hier, zu sehen, wie sie ihre Kinder „auf der Seite tragen“. (Jes. 66, 12; 60, 4.) Der oder die Kleine reitet einfach auf der Schulter der Mutter, mit dem Gesichtchen dem Kopfe derselben zugekehrt, an welchem, zu desto besserer Sicherheit, sich die kleinen Händchen anklammern. Mitten in diesen Menschenknäuel hinein rennt urplötzlich ein stattlicher Neger, der fast halb gebieterisch zur Räumung des Weges auffordert; immer vorwärts dringt er, immer weiter teilt sich die Menge, die ihn, der mir doch so wunderbar vorkommt, ganz außer acht läßt und nur ihre Blicke dahin richtet, wo er soeben hergekommen. Was giebt's, wozu soll's? fragt man unwillkürlich seinen Begleiter, und die Antwort lautet: „Es ist ein Vorläufer“, der seinem ihm auf dem Fuße folgenden Herrn auf diese Weise den Weg bereitet.“ (Mal. 3, 1; Jes. 40, 3.) Dies ist so etwas von dem täglichen Treiben der Stadt, und wie hier, so geht's in allen Städten des Orients.

Den besten Genuß gewährte mir die Ausfahrt nach dem Rhedive-Garten. Da wir beinahe drei Tage in Alexandrien weilten, unternahmen die Offiziere unsers Dampfers eine solche, und ich schloß mich ihnen an. Noch ehe man die Stadt verlassen hat, sieht man hin und wieder, bald rechts, bald links, die üppigsten Palmgärten. Es ist ein herrlicher Anblick, diese schönen, hohen Bäume mit ihren prunkvollen Kronen, nicht wie wir sie als Topfpflanzen, sondern wie man sie dort in ganzen Hainen und Wäldchen Gelegenheit hat zu sehen! Ist man erst zur Stadt hinaus bis zum Mahmudie-Kanal gelangt, der den Alexandrinern das süße Nilwasser liefert, da hören sie gar nicht mehr auf. Gewaltige Anpflanzungen von Feigenbäumen, Granatbäumen, Nilakazien und so großes Bambusrohr, wie ich keine Ahnung von seiner Existenz hatte, werden überall sichtbar. Der Rhedive-Garten selbst ist allerdings vernachlässigt; wir hatten indes doch das Vergnügen, unser Auge an den schönen tropischen Gewächsen, die hier unter freiem Himmel so üppig wachsen, in nächster Nähe zu weiden. Eben waren die Maulbeeren reif, und obgleich sonst nichts gepflückt werden durfte, so dürfen doch Liebhaber diese getrost genießen, da ihrer eine so große Menge vorhanden und sie sonst uneingesammelt verderben müßten. Ganz anders mit den Bananen; diese, ich

möchte sagen, geschmackvollsten der Früchte, sind hier in Menge angebaut, daß ein gut Teil derselben ausgeführt wird. Für Pfirsiche, Mandeln und andre Früchte war es noch zu früh, doch gab es schon recht reife Aprikosen. Recht überrascht war ich noch, als wir vor dem Verlassen des Gartens ein weites Gerstenfeld fanden, das schon in dieser frühen Jahreszeit vollkommen reif für die Sichel war.

Am Nachmittag, den 10. April, schifften wir uns noch einmal ein, um nach Port-Said und dann nach Jaffa zu gehen. Schon am andern Morgen fuhren wir in den Suezkanal ein, wo wir 8—9 Stunden vor Port-Said verweilten. Hier konnten wir die großen Dampfer verschiedener Nationalität, die durch das Rote Meer nach Indien, China und Australien fahren, kommen und gehen sehen. Welche Kolosse, und wie reich beladen! Und dann, welcher Verkehr auf dem Kanal! Gewiß würde es auch des Nachts auf demselben nicht ruhig sein, wenn dann gefahren werden dürfte, das aber wird nicht gestattet. Da in der jüngst aufgeblühten Stadt nicht allzuviel zu sehen ist, wurde es einem ein wenig langweilig, zumal die Sonne auf dem öden Wüstenboden, auf dem man sich in der ungepflasterten Stadt umhertummelt, ihre besondere Wirkung ausübt.

5. Jaffa.

Punkt 5 Uhr nachmittags kehrten wir dem Pharaonenland den Rücken und wandten uns Asien zu; daß diesmal der Aufbruch gern geschah, brauche ich wohl kaum zu sagen, denn es war ja die letzte Station vor dem Ziele gewesen. Immer vorwärts nach dem Norden ging es jetzt, bis wir endlich in dunkler Nacht die öden Ufer aus dem Gesicht verloren. Diese Nacht schlief ich nicht sehr ruhig, die Erwartung, die mit jeder Stunde stärker wurde, ließ mich nicht gut zur Ruhe kommen. Wiederholt blickte ich durch die Fensterluke, die zu meinem Haupte war, ob ich nicht etwas vom Lande zu sehen bekommen konnte, aber vergeblich. Es that mir recht wohl, daß ich meine Kajüte an der rechten Seite des Schiffes hatte, von wo aus ich ja das Land der Sehnsucht, sobald es in Sicht kam, erblicken konnte. Endlich, es war ungefähr 5 Uhr morgens, da schimmerte es von Osten herüber, als wäre ein stark markierter Landstrich am

Himmel zu sehen. Bald wandte sich auch unser Dampfer dieser Richtung zu. Schnell stand ich auf, wusch mich, kleidete mich an, und dann ging's hinauf aufs Deck. Ja, da lag es, das geliebte und gelobte Land, noch im Dunkel gehüllt vor uns. Nur dort drüben, ungefähr 25—30 Werst von der Küste, dämmerte auf einer langen, dunkeln Hügelreihe das liebliche Morgenrot und lächelte uns ein freundlich „Willkommen“ entgegen. Jene dunkle Hügelreihe ist das Gebirge Juda. Die Dämmerung dauert bekanntlich, sowie man südlicher vordringt, immer kürzer, und so ist es auch hier im Morgenlande, ehe man sich's versieht, bald nach dem ersten Grauen, voller Tag. Da lag es vor uns, das Land der Erzväter Abraham, Isaak und Jakob und aller Propheten und Apostel, vor allem aber das Land Dessen, den unsre Seele liebt. Froh darf nun bis hinauf zum Karmel das bewaffnete Auge schweifen. Sehnsüchtig aber schaut es bald nach Jaffa oder dem biblischen Joppen, wie es griechisch auch noch heute genannt wird, aus, doch vergeblich. Wohl sieht man tief unten am Fuße jener Gebirgskette etwas Weißes herüberschimmern, aber wir sind noch zu weit entfernt, als daß man es als eine Stadt erkennen könnte. Der Dampfer fährt einem viel, viel zu langsam, man möchte seinen Gang beschleunigen, um recht schnell den Fuß auf den Boden zu setzen, der einem noch immer ein geweihter zu sein scheint, trotzdem seit beinahe 2000 Jahren der Fluch auf demselben ruht wie auf keinem andern Fleck auf Erden.

Ich steige inzwischen noch einmal hinab, um meinen Kaffee einzunehmen, und bin froh, daß ich mir nicht die Zeit durch vergebliches Ausschauen doppelt lang machen muß; ich weiß, ehe ich fertig bin, sind wir ein großes Stück dem Ziele näher. So war's. Als ich hernach zum zweitenmal das Deck bestieg, siehe, da lag Jaffa auf einem erhabenen Felsen, der sich ziemlich steil dem Meere zuneigt, vor uns. Wir warfen ungefähr 1½—2 Werst vom Ufer Anker, denn das Meer ist hier voller Klippen und erlaubt aus diesem Grunde kein näheres Anfahren, ja, überhaupt ist hier nur ein Aus- und Einschiffen möglich, wenn die See ruhig ist.

Schnell sind wir von einer Menge Boote umgeben, die bereit sind, uns an das Ufer zu bringen. Es sind Araber und

Syrer, die sich den Ankömmlingen fast gewaltsam aufdrängen. Jeder empfiehlt sich und seinen Dienst aufs beste in einem Rauderwelsch von Sprache, die einige Brocken französisch, italienisch, englisch, deutsch, russisch und arabisch enthält. Wohl dem, der es nicht versäumt, seinen Preis für die Überfahrt genau abzumachen, denn im andern Falle sind die Leute entschlossen, es einen fühlen zu lassen, daß man nicht in sanfte Hände gefallen ist. Nachdem sich unser Dampfer bereits zum größten Teil geleert, besteige ich auch einen Raik, und munter geht es durch die enge Pforte — eine Öffnung zwischen zwei aus dem Meere hervorragenden Felsen — hindurch und dem Zollamt zu, wo schon der türkische Beamte unser wartet. Uns entgegen kommen indes bereits auf großen Barken die aus Jerusalem zurückkehrenden Pilger, um denselben Dampfer, den ich eben verlassen, zu besteigen. Andächtig singen sie ihre geistlichen Lieder, und dem heiligen Lande zugewandt, bekreuzen sich ihrer etliche, um ihm so Lebewohl zu sagen. Da dies der erste Dampfer ist, der nach dem Osterfest nach Rußland abgeht, besteigen ihn, wie mir der Kapitän versicherte, heute mindestens 1100—1200 Personen, so daß kein Fleckchen, weder auf dem Deck, noch in dem ersten Kielraum, leer bleibt. Mein Boot ist endlich am Zollamt; ich steige aus, und nur noch wenige Formalitäten mit dem unvermeidlichen Bakschisch sind auszuführen, und die Thür ins gelobte Land steht offen. Sofort führt mich ein Hoteldiener, ein verschmitzter Syrer, durch die gewundenen Schlängelgänge (denn Straßen kann man sie nicht nennen) hinaus nach der Straße, die nach Jerusalem führt, wo für ein paar Tage mein Aufenthalt im „Hotel France“ sein soll. Die Gegend hier gefällt mir; das Haus liegt mitten in den prächtigsten Orangengärten, die drei Stunden weit im Umkreis Jaffa umgeben.

Jaffa ist eine sehr alte Stadt, vielleicht die älteste des ganzen Landes, sie wird schon von Josua bei der Verteilung des Landes unter die zwölf Stämme erwähnt und fiel dem Stamme Dan zu. (Kap. 19, 46.) Hier befindet sich die einzige Anfurt für das gelobte Land, obwohl, wie schon angedeutet, auch hier kein Hafen vorhanden. Aber hierher brachten die Knechte Hiram's jene Cedern des Libanons zu dem ersten Tempel

unter Salomo (2 Chron. 2, 16); hier trat auch der Prophet Jona seine verhängnisvolle Reise an, als er vor dem Herrn floh (Jona 1, 3); und hier war es, wo jene treue Jüngerin wohnte, deren Name und Wandel uns erst recht bekannt wurde, als sie gestorben war. (Apg. 9, 36—43.) Nach den jüdischen Überlieferungen soll hier Noah seine Arche erbaut haben, und sein Sohn Japhet soll der Gründer dieser Stadt gewesen sein; hiernach wäre Jaffa allerdings die älteste Stadt der Welt. Ihre Einwohnerzahl schätzt man gegenwärtig auf 7000—8000; es sind meistens Araber und Nachkommen Esaus und Idumäer, welche sich nach dem Falle des jüdischen Reiches mehr nördlich und nordwestlich ansiedelten. Doch fehlt es hier auch nicht an Juden; man begegnet ihnen auf Tritt und Schritt in großer Anzahl. Die europäischen Judenhegen in den letzten siebziger Jahren haben sie hierher getrieben, wo sie meistens nur ein sehr kümmerliches Leben fristen. Doch auch Deutsche findet man in diesen Gassen, die teils hier wohnen, oder aus den nahegelegenen Kolonien hereinkommen.

Die Lebensweise der Einwohner hier, wie überhaupt in ganz Palästina ist jedenfalls nicht verändert von derjenigen der Juden vor 2000—3000 Jahren: Sie bringen ihre Zeit auf der Terrasse zu, schauen dem Ankömmling heiter entgegen, und wie sich das aus solcher Beschäftigung leicht schließen läßt, arbeiten sie höchst ungern; die Kinder kauern in den Schulen bei offenen Fenstern und Thüren zu den Füßen ihrer Lehrer, und mit dem lauten Wiederholen ihrer Aufgaben, die jedenfalls im Auswendiglernen von Koransprüchen bestehen, erfüllen sie die nächste Umgebung mit ihrem Tumult; nach Wasser gehen noch heute wie ehemals die Weiber und Mädchen mit ihren thönernen Krügen und Schläuchen, und selbst das Brotbacken geht noch so schnell vor sich, wie ehemals, indem der soeben zubereitete Teich einfach nur etwas geröstet wird.

Wollte man sich nun auf den Boden der Sagen und Überlieferungen begeben, die hier im Umlauf sind, so fände man sehr viel zu erzählen; denn sobald man Palästina betritt, kann man kaum einen Schritt thun, wohin nicht schon die Sage allerlei Begebenheiten verpflanzt hat. So auch in Jaffa. Da zeigt man einem bald das Haus Simons, des Gerbers,

am Meer, oder wenigstens die Stätte, wo dasselbe gestanden haben soll; auch das Haus, wo Tabea von Petro erweckt wurde; ja, man ist im Stande — ich spreche im vollen Ernste — einem das vierzipfelige Tuch, das Petrus im Gesichte vom Himmel herabfahren sah, zu zeigen. Das arme, einfache Volk glaubt das alles, und zahlt Geld dafür, daß man ihm solche Dinge zeigt, und ist recht froh dabei.

Das vor allem andern Wichtige, was mich hier sehr lebhaft an die biblischen Zeiten erinnerte, war eine recht traurige Szene. Als ich das Stadthor auf der Straße nach Jerusalem zu verließ, und eben um die Ecke in die Gärten einbog, lag im Graben ein armer Aussätziger, der einen kleinen, runden Spiegel in der Hand hielt, und seinen Aussatz im Gesicht genau darin besah. Er hatte mich nicht bemerkt, bis ich beinahe an ihm vorüber war, so sehr war er von seinem elenden Zustande eingenommen. Als er endlich aufschaute, warf er seine dünne, schmutzige Decke oder richtiger seine schmierigen Lumpen um seinen braungebrannten Körper, versteckte seinen Spiegel blitzschnell in seinen Busen und streckte mir seine Hand mit der Bitte entgegen: „Chaladscha bakschisch,“ das ist, Meister, eine Gabe. Ich gab ihm eine kleine Münze, und dachte, weitergehend, an den großen Meister, der etwa vor neunzehn Jahrhunderten hier in diesem Lande diesen Armen mit allmächtiger Hilfe begegnete. Dann wurde es mir so lebendig, wie dieser Mann so recht ein Bild des Sünders ist, der einmal einen tieferen Blick in den göttlichen Spiegel, das ist das Gesetz, hineingethan hat. Es kann ihm das nichts helfen, als seine Not vermehren, indem es ihm durch diesen Anblick sein Verderben und seinen Tod nahe bringt; wie süß aber muß es einem solchen Armen sein, zu hören, daß die „Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu, unserm Herrn“.

6. Auf dem Wege von Jaffa nach Jerusalem.

Da ich in Jaffa einige Angelegenheiten zu besorgen hatte, wurde mein Aufenthalt auf fast zwei Tage ausgedehnt. Raum aber war ich mit meinen Sachen zu Ende, da konnte mich auch nichts mehr halten. Noch Donnerstag-Abend, den 13. April,

besorgte mir ein lieber Deutscher ein Fuhrwerk, das den Weg nach Jerusalem machte.*) Ich war in demselben indes nicht allein, sondern nebst dem Kutscher, der ein Jude war, fuhren noch fünf Türken mit. Letztere aber hatten ihr Reiseziel nur bis Ramleh, das zwei bis drei Stunden vor Jaffa liegt gesteckt. Ein mohammedanischer Heiliger, der in letzterer Stadt sein Wesen gehabt haben soll, zog an diesem Tage eine Menge seiner Glaubensgenossen dahin. Eine Unterhaltung mit meinen Reisegefährten, die ich in der ziemlich dunkeln Nacht nicht einmal recht sehen konnte, und die, da drei von ihnen Frauen waren, außerdem noch ganz verhüllt waren, konnte ich eigentlich nicht anknüpfen; aber doch vermochte ich mit Hilfe des Kutschers einiges mit einem meiner Mitinsassen, einem Polizisten, zu sprechen, der sich sehr angelegentlich über Europa, die Zustände daselbst und die Politik zu erkundigen suchte. Die Strecke bis Ramleh war bald zurückgelegt, und da niemand die hier leer gewordenen Plätze besetzte, blieb ich von nun an der einzige Passagier in meinem Wagen.

In Ramleh, das einige für das Aramathia, in dem Joseph, der reiche Ratsherr, zu Hause gewesen sein soll, halten, blieben wir wohl kaum länger als 1½ Stunden. Der Flecken ist nicht groß; man schätzt seine Einwohnerzahl auf 5000, und er enthält außer einigen alttümlichen Ruinen, die noch von den Kreuzfahrern herühren, sonst nichts Sehenswürdiges. Anziehend wird er einem nur durch den Gedanken, daß das ehemalige Lydda, in welchem Petrus den lahmen Menäas (Apg. 3) heilte, ganz in seiner Nähe liegt.

Der Weg von Jaffa bis hierher ging fast ununterbrochen mitten durch die schönsten Gärten, und so führt er noch eine gute Strecke hinter Ramleh, weiter hinaus, denn er zieht sich durch die fruchtbarste Gegend des ganzen Landes, nämlich über die schöne Ebene von Saron dahin, welcher Salomo in seinem Hohenlied so oft gedenkt. O, wie wehmütig berührte mich hier der Gedanke, daß gerade dieser schönste Strich des ganzen Landes mehr in der Gewalt der Philister, also der Feinde Israels,

*) Damals (1889) gab es im heiligen Lande noch keine Eisenbahn; jetzt geht eine solche von Jaffa nach Jerusalem.

gewesen ist, als in dem Besitze derer, denen es von Gott geschenkt worden war.

Seit einiger Zeit existiert auch eine gute Chaussee bis Jerusalem, und man hat sich keine Sorge darüber zu machen, daß man Schwierigkeiten von dieser Seite zu erwarten habe. Eins nur machte mich ein wenig bange, ob wir nicht etwa überfallen werden könnten; doch der Kutscher meinte, daß das gegenwärtig gar nicht vorkommen könne, und zum Beweise, daß er die Wahrheit sagte, übergab er sich auf seinem Boche einem süßen Schlummer. Auch ich nickte ein wenig, wie lange, kann ich nicht sagen. Der langsame Gang unsers Gefährts aber weckte mich endlich auf, anderseits auch wohl die Kühle der Nacht, die mich so heimgesucht hatte, daß mir trotz meines warmen Überziehers und dicken Reiseplais, die Zähne im Munde tüchtig klapperten. Ja, das war ein großer Unterschied zwischen der Hitze des Tages, die mich veranlaßt hatte, meine dünnsten Kleider hervorzuholen, und diesem durchdringenden Frösteln, das mich, um mich zu erwärmen, vom Wagen trieb, um eine gehörige Fußtour zu machen. Jakob mit seinen zwanzig Jahren Dienstzeit bei Laban, die er am Schluß derselben in jene zwei Sätze faßte: „Des Tages verschmachtete ich vor Hitze und des Nachts vor Frost,“ stand mir da recht lebendig vor meiner Seele.

Fünfzehn Werst ungefähr, von Ramleh an gerechnet, fuhren wir noch auf der Ebene dahin, bis wir beim anbrechenden Morgen am Gebirge Juda anlangten. Von hier ab war's auch bei mir mit jedem Schlummer vorbei; denn es war mir, als ob hier jeder Felsblock, jede Schlucht, jede Höhle, jeder Berg und jedes Thal bereit wäre, seine Geschichte zu erzählen. Dachte ich nur an die eben durchfahrene Strecke, so mußte ich mich erinnern, daß sie einst der Schauplag der Thaten Simsons war, und konnte auch eben von der Stelle aus, wo ich mich nun befand, nicht sehr fern, vielleicht nur ein wenig nordwärts, das bekannte Timnath gelegen haben, von wo er sich ein Weib, eines Philisters Tochter, geholt hatte. (Richt. 14, 1.) Und jedenfalls sehr nahe von hier war die Steinkluft Etham (Richt. 15, 8 ff.) und jene Stätte, wo er mit dem Eselskinnbacken 1000 Mann geschlagen hatte. Die Überlieferung versetzt diese letztere That gerade hierher, und ein Blick auf eine ein wenig

spezielle Karte, macht das mehr als wahrscheinlich. Vor allem aber erinnerte ich mich in diesen Bergen an David, der hier überall mit seinen Getreuen sowohl, wie auch allein, als Flüchtling vor den Nachstellungen Sauls Zuflucht suchte. Von Siph und Hebron an bis hinauf an den Karmel gab es wohl keine Schlucht und keine Höhle, die er nicht genau kannte. Wie oft mochte er diese, einst vielleicht öde Straße, gewandelt und gekreuzt, und diese steilen, greisen Felsen auf ihn niedergeblickt haben, so niedergeblickt, wie sie nun nach Jahrtausenden auf uns herabschauten. Solche und ähnliche Gedanken erfüllten in der schönen, frühen Morgenstunde meine Seele. Auch konnte ich nicht umhin, all der herrlichen Verheißungen zu gedenken, die Israel von diesem Lande empfing, bevor es noch diesen Boden betreten hatte, als der Herr es nannte, „ein gut Land, da Gerste, Weinstöcke, Feigenbäume und Granatäpfel innen sind; ein Land, da Olbäume und Honig innen wächst“ (5 Mose 8, 7. 8), denn rundum, wo das Auge hinblickt, besonders hier beim Eintritt ins Gebirge Juda, sieht man es mit herrlichem Grün, und besonders mit Olbäumen in den Gründen und auf den Höhen bedeckt. Allerdings bin ich gezwungen, gleich zu bemerken, daß dies im Gebirge nur auf einer sehr kurzen Strecke der Fall ist; man wird's, wenn man weiterfährt, sehr schnell inne: der Fluch Gottes ruht auf diesem Fleck der Erde, denn bald wird es öder und öder, selbst der Dornstrauch und die Brombeerstaude verliert sich, und schließlich begegnen uns nur noch die von fleißiger Menschenhand gepflegten Olbäume, und zwar auf den kleinen rötlichen Flecken der Erde, die die Plazregen noch nicht von dem unter derselben sich bergenden Felsen hinweggewaschen haben; aber auch die werden immer spärlicher, je weiter man nach Osten vordringt.

Raum ist man im Gebirge eingedrungen, so begegnet dem Auge ein altes zerfallenes Dorf, mit Namen Latrun. Die Pilger, die hier vorüberziehen, bleiben hier ehrfurchtsvoll stehen und bekreuzigen sich unaufhörlich. Was das wohl bedeuten mag, da hier weder ein Kirchlein oder Heiligenschein sichtbar ist, ist nicht schwer zu erfahren; jeder einheimische Christ ist bereit, es einem zu sagen. Mein Kutscher, der, wie schon erwähnt, ein Jude war, konnte dies allerdings nicht, um so besser konnte es

der andre, der mich nach zehn Tagen diesen Weg zurückfuhr. Mit diesem Dorfe hängt nämlich eine recht schöne Legende zusammen; ich sage schön, weil sie im Vergleich mit den vielen absurden und plumpen, die man zu hören bekommt, doch wenigstens Hand und Fuß hat. Und da man gar nicht im Lande reisen kann, ohne eine gute Anzahl zu hören, möchte ich den lieben Lesern, da ich sie nun einmal nach Palästina geführt, wenigstens diese eine mittheilen.

Hier, in diesem Dorfe — so erzählt die Legende — lebte, als der Herr Jesus in Bethlehem geboren war, ein Räuber, Namens Disma, welcher alle Vorüberreisenden unbarmherzig beraubte. Und als Maria und Joseph der Nachstellung Herodes wegen in einer Nacht aus Bethlehem fliehen mußten, kamen sie auf allerlei Umwegen auch an dem Dorfe Latrun vorüber. Kaum erblickte sie der Räuber Disma, so vertrat er ihnen mit seiner Bande den Weg, um auch sie zu berauben; allein der Anblick des wunderschönen Knaben in den Armen Marias überwältigte ihn so, daß er ausgerufen haben soll: „Wenn selbst Gott die Gestalt eines Menschen annehmen sollte, so könnte Er nicht schöner als dieser Knabe sein! Rührt sie nicht an!“ — setzte dann Disma, sich an seine Bande wendend, hinzu, — „laßt sie in Frieden ihres Weges ziehen, wohin sie wollen!“

Und die Räuber entließen die heilige Familie, ohne ihnen irgend etwas Böses zuzufügen. Da wandte sich aber Maria zu Disma und sagte: „Wisse, dieser Säugling wird es dir eines Tages vergelten, daß du Ihn nichts zu Leide gethan hast.“

Viele, viele Jahre vergingen darob; dieser Räuber wurde gefangen und zum Kreuzestode verurtheilt. Das Urtheil wurde auch an ihm und an einem aus seiner Bande zugleich vollstreckt, und zwar gerade an demselben Tage, als unser Herr gekreuzigt wurde. Es kam so, daß die Räuber in einer Reihe mit Christo zu hängen kamen, Disma zur Rechten und sein Mitschuldiger zur Linken. Der erstere schlug am Kreuze in sich, glaubte an Jesum Christum und bat Ihn, seiner zu gedenken, wenn Er in sein Reich käme. Und Christus antwortete ihm mit jenen, uns allen wohlbekannten Worten: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein!“ Auf diese Weise soll sich denn erfüllt haben, was Maria jenem Räuber bezüglich des Jesuskindes versprochen.

Man sieht, wie ausgezeichnet diese Sage dem biblischen Bericht angepaßt worden ist, und da die Heilige Schrift im allgemeinen recht knapp mit ihrer Beschreibung ist, imponiert es dem Geschmaack des sinnlichen Menschen, etwas Romantisches und nach seiner Meinung Vollständigeres zu haben. Es ist sehr leicht begreiflich, daß ihm bald die Bibel nicht hinreichend ist, und er behauptet, die Überlieferung hinnehmen zu müssen. Eigentlich wird diese letztere aber Hauptsache und auf ihr das ganze Religionsystem aufgebaut. — Ach, wie jämmerlich steht es gerade im Morgenlande mit der Kenntniß der Heiligen Schrift! Jede Erzählung derselben ist traurig verunstaltet durch die schön ausgeschmückten Fabeln, die in kleinen Broschüren gedruckt und unter die Pilger verschiedener Nationen reichlich kolportiert werden. Gott sei Dank, wer mit Petro sagen kann: „Wir haben nicht den flugen Fabeln gefolgt, . . . sondern wir haben seine Herrlichkeit selbst (allerdings im lebendigen Glauben) gesehen.“ (2 Petri 1, 16.)

Wir haben Latrun hinter uns, und ziehen weiter. Es ist inzwischen wärmer geworden, und die Luft ist auf diesen Höhen so angenehm, daß man fast wünschen möchte, hier Hütten zu bauen. Doch auch das ist nur ein augenblicklicher Wunsch, da neue Landschaften neue Gedanken anregen, die einen recht schnell weiter verfehen. So liegt zum Beispiel hinter dem Berggründen zu unsrer Linken das tiefe, ringsum von hohen Bergen eingefasste Thal Ajalon, uns durch den Ausspruch Josuas vom Stillstehen der Sonne und des Mondes wohlbekannt. (Jos. 10, 12.) Wir können es zwar nicht sehen, dürften aber das Vergnügen haben, wenn wir auf die Höhe von Latrun steigen wollten; doch dazu gönnen wir uns nicht die Zeit, weil es da innen drängt, hinauf nach Jerusalem zu ziehen.

Immer steiler hinan geht's auf unserm Wege, Berg auf Berg wird erstiegen, und während dies geschieht, steigt auch die Hoffnung und die immer stärker werdende Erwartung, endlich von einem dieser Gipfel die hochgebaute Stadt sich vor den Augen ausbreiten zu sehen. Aber wiederholt wird man enttäuscht, denn von neuem muß man wieder den letzten höchsten Gipfel verlassen, zum Theil wieder ins Thal hinabsteigen, um das Hinansteigen zu einem noch höheren von vorn anzufangen.

Endlich scheint es, haben wir die schwierigste Stelle passiert. Rechts von uns, ganz nahe an der Straße, erblicken wir ein nach morgenländischen Begriffen stattliches Dorf, das steil an einem kühnen Berghügel anlehnt. Es war noch vor ganz kurzer Zeit der Sitz eines gefürchteten Räubers. Nun, Gott sei Dank, darf man in der Nacht wie am Tage an demselben vorüberziehen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, angetastet zu werden. In der biblischen Geschichte spielte einst eben dieses Dorf eine wichtige Rolle, denn es ist das darin vorkommende Kiriath-Jearim. Das Wichtigste, woran wir hier nur erinnern wollen, ist, daß einst an dieser Stätte die Bundeslade mehr als zwanzig Jahre lang nach ihrer Rückkehr von den Philistern im Hause Abinadabs ihren Aufenthalt fand. (1 Sam. 7, 1. 2.)

Schnell rollte unser Wagen an Kiriath-Jearim vorüber, die Hügel hinot und dem letzten Thale vor Jerusalem zu. Hier war es, wo wir in einem nicht allzu großen Gebüsch, ganz nahe dem Wege, einen von den vielen kleinen Füchsen, die wie Salomo sagt, im Morgenlande die Weinberge verderben, ganz gemüthlich herumlungern sahen. Er machte sich gar nichts aus unserm Geschrei, das ihn aufschrecken sollte, sondern streifte hin und her schnuppernd von Strauch zu Strauch. Wenn auch gegenwärtig nicht so schnell, wie einst von Simson, dreihundert zusammengebracht werden könnten, so sollen ihrer doch, wie man mir mittheilte, nicht wenige in den Bergen vorhanden sein.

Ehe wir es uns versahen, waren wir an der letzten Station vor Jerusalem. Es sind das ein paar Gasthäuser, die von arabischen Wirten gehalten werden, welche bereit sind, uns mit ihrem türkischen Kaffee aufzuwarten und allenfalls einige Eier abzukochen, was wir uns auch in Ermangelung etwas anderm gern gefallen lassen, weil wir mittlerweile tüchtigen Hunger bekommen haben. Diese Thalsenkung, in der wir ein wenig ausruhen und uns unterdes gründlich umsehen, ist uns nicht nur deshalb so wichtig, weil sie eine der reizendsten Gegenden im Gebirge Juda ist und wir so nahe der „großen Stadt des großen Königs“ sind, sondern deshalb, weil das links am Anberge malerisch schön gelegene Dorf Culonich, das ehemalige Emmaus gewesen sein soll. Rechts hingegen in das wilde Gebirgsthäl hineinblickend, sieht man ein schönes Kloster erbaut,

das uns an andre Merkwürdigkeiten des Neuen Testaments erinnert. Dieses Kloster soll nämlich an der Stelle stehen, wo einst Zacharias und Elisabeth wohnten, und wo ihnen Johannes, der Vorläufer des Herrn, geboren wurde.

Beim Hinansteigen des letzten Berges konnte ich nicht umhin, ohne jenes Ostertages zu gedenken, an welchem Kleophas und der andre Jünger, wahrscheinlich Lukas, diesen Gipfel herabstiegen, und es war mir, als sehe ich Jhn, den teuren Dritten, langsam sich nähern und ihnen anschließen. Daß eben nun meine Füße auf diesem Pfade wandelten und es auch gerade die Osterwoche war, trug viel mit bei, meine Gedanken recht lebendig zu bewegen. Ich dankte dem Herrn, es mir vergönnt zu haben, diese so hochwichtigen Stätten zu sehen und zu betrachten. Doch das Wichtigste lag noch immer vor mir, und das zog mit brennendem Verlangen vorwärts.

7. Ankunft in Jerusalem.

Es war vielleicht 10 Uhr, als mein Fuhrmann seine Hand ausstreckte und auf den nächstgelegenen Gipfel vor uns hinwies und mir sagte: „Sehen Sie jene grünen Bäume dort? sie gehören schon zu Jerusalem.“ Ich richtete mich hoch auf in meinem Gefährt, ich sahe auch wohl die Bäume, aber sonst nichts weiter, nur daß die Spannung in mir zunahm. Wenn man nun glauben würde, wie ich, man werde, sobald dieser Gipfel erreicht ist, denn doch Jerusalem wie auf einem Handteller vor sich ausgebreitet liegen sehen, so würde man sich gründlich täuschen. Das, was man zuerst zu sehen bekommt, ist allerdings auch Jerusalem, allein, wenn ich so sagen darf, es ist das europäische, das heißt das von Europäern erbaute und bewohnte, es ist nicht das biblische oder das auf dem biblischen Boden stehende. Es ist das eine langgestreckte Vorstadt, in die wir zunächst einfahren; sie dehnt sich einige Werst in die Länge und hat nach rechts und links recht prächtige Bauten, Villas und Gärten aufzuweisen. Hier wohnen die meisten Konsuln, sind mancherlei christliche Wohlthätigkeits-Anstalten erbaut, wie zum Beispiel das syrische Waisenhaus „Talitha Kumi“ und verschiedene Missionen. Schnell treibt mein Kutscher seine Pferde vorwärts, da er seinem Ziele so nahe und dazu

die Straße abwärts neigt. Haben wir erst die zur rechten Hand liegenden prächtigen Gebäude der russischen Mission, die die Mauer der Stadt zum Teil verdeckten, passiert, so tritt dieselbe sofort hervor. Hier und da sehen einige Türme und hohe Häuser zu uns herüber; wir fahren noch eine ganz kurze Strecke und machen dicht vor dem Jaffathor Halt. Hier heißt es aufsteigen, denn das Ziel ist erreicht. O, wie freudig atmet man auf, denn eine lange, schwere Reise liegt hinter einem, und vor einem frohe Erwartung.

Die erste Frage, die einem schon viel zu schaffen gemacht hat, noch ehe man bis hierher gekommen und vor der man unmittelbar steht, ist: „Wo finde ich ein geeignetes Quartier?“ Zwar giebt es ja hier mehrere Hotels, auch kann man Aufnahme in den Pilgerhäusern der verschiedenen Missionen finden; doch ist es in ersteren von Februar bis April, der geeigneten Reisezeit im Morgenlande, sehr teuer, nämlich von 4—8 Rubel täglich für Kost und Logis — und in den andern oft bei Überfüllung so unbequem und unangenehm, daß man sich erst lange bedenkt, ehe man sich entschließt, dahin zu gehen. Mir machte die Angelegenheit keine so große Schwierigkeit. Ich hatte nämlich einen Empfehlungsbrief an Herrn Fast von seinem Bruder in St. Petersburg in meiner Tasche, und da er, wie mir gesagt worden war, ganz nahe am Jaffathor wohnen sollte, so schaute ich mich hier rechts und links nach ihm um und fand auch bald ein Schild mit großen Buchstaben, das diesen gesuchten Namen trug. Kaum hatte ich den Brief an Herrn Fast abgegeben und mich der mir übertragenen Grüße entledigt, als auch Herr Fast bereit war, mir in allen meinen Angelegenheiten behilflich zu sein.

„Das Beste, was ich Ihnen raten kann, sagte Herr Fast, wäre, daß Sie in das Johanniter-Hospiz gehen; übrigens bin ich bereit mit Ihnen zu gehen, und da ich mit dem Hausvater gut bekannt bin, will ich Sie bestens empfehlen.“ Gewiß nahm ich dies Anerbieten dankend an, besonders nachdem ich erfahren, daß es ein christliches Haus ist. Sofort machten wir uns denn auch dahin auf den Weg. Da das Hospiz in der Stadt, also innerhalb der Mauern liegt, so schritten wir dem Jaffathor zu und hinein. Zum erstenmal denn standen nun meine Füße

in den Thoren Jerusalems, und obwohl es nun das von den Heiden zertretene Jerusalem ist, so ist es doch nicht zu beschreiben, wie tief einen das Bewußtsein erregt und bewegt, an diesem vielleicht wichtigsten Orte auf der ganzen Erde sich zu befinden. Freude und Wehmut wollen einen überwältigen, sie ringen mit einander, und jedes dieser Gefühle möchte gewaltsam hervorbrechen; stille Anbetung und lauter Lobgesang möchten zugleich aus der Seele strömen. Man möchte sich hinterher beinahe solcher gewaltigen Aufwallungen schämen, weil wir doch Leute sind, denen unendlich höhere Dinge schon zu teil geworden sind, indem wir (schon) „gekommen sind zu dem Berge Zion, und zu der Stadt des lebendigen Gottes, zu dem himmlischen Jerusalem (Hebr. 12, 22), und wir Leute sind, die „nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare“ (2 Kor. 4, 18), und uns Dinge durch seinen Geist geoffenbart sind, die „kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz gekommen sind (1 Kor. 2, 9. 10); doch wenn man bedenkt, daß gerade diese Stadt der Mittelpunkt all dieser herrlichen Offenbarungen Gottes an uns gewesen ist, so läßt man auch seinen Gefühlen gern einmal ihren freien Lauf. Das laute Getümmel und das bunte Durcheinander, dem man zuerst begegnet, stört einen kaum, ja, man ist fast für seinen Begleiter nicht da, der einen so willig und gern auf die ersten Sehenswürdigkeiten aufmerksam macht. Jeder Schritt, den man macht, scheint einen immer wieder daran zu erinnern, daß an dieser Stätte einst die Füße Dessen gestanden haben, der höher denn der Himmel ist. Ich bin fest überzeugt, daß in dieser Hinsicht ein großer Unterschied obwaltet zwischen einem Menschen, der Christum nur aus der heiligen Geschichte und dem Buchstaben nach kennt, und einem Menschen, der Ihn aus seliger Erfahrung und inniger Gemeinschaft kennen gelernt hat, der sozusagen nicht nur mit der bloßen Schale, dem äußerlichen Anschauen und Betrachten sich muß zufrieden geben, sondern während derselben Zeit innerlich erinnert wird, innerlich genießt und alles, was hier geschehen, auf seine eigne Person beziehen darf.

Recht freudig wird man auch noch dadurch überrascht, wenn man, wo man geht und steht, überall deutsch und russisch sprechen hören darf! Wie das zugeht? Nun so; von Februar bis

zu Ostern wandern Tausende von russischen Pilgern nach Jerusalem, sofort nach Ostern brechen sie auf, um heimzuziehen, und viele findet man dann noch in der Osterwoche ihre letzten Einkäufe in den Straßen der Stadt machen. Die Händler haben, und das sehr viele von ihnen, schon längst gelernt, sich mit ihnen zu verständigen. Anderseits, obwohl eben nur einige Hundert Deutsche in der Stadt wohnen, sind es die Juden, die ihr laudermwelsches Deutsch hier auf den Straßen sprechen, und da es ihrer nicht wenige giebt, so hört man's auf Tritt und Schritt.

Wir gingen nun die Straße vom Jaffathor gerade nach dem Osten vorwärts — die Christen nennen sie die „Davidstraße“ —; ungefähr tausend Schritt weit vom Thor führt aus dieser eine andre Straße links hinein in das Christenviertel, genannt die „Christenstraße“, sie geht oberhalb der Grabeskirche vorüber; diese gingen wir bis zu Ende und wandten noch einmal nach rechts um, und bald konnten wir tief unten das Johanniter-Hospiz sehen. Herr Bayer, ein lieber, freundlicher Mann nebst Frau, als Hausvater und Hausmutter, hießen uns herzlich willkommen und bald war, da es gerade nicht an Raum mangelte, meine Angelegenheit in Ordnung. Der freundliche Hausvater führte mich sofort auf mein Zimmer im zweiten Stockwerk, in welchem ein Staatsanwalt aus Warschau einquartiert war, der aber eben auf einem Ausfluge mit andern Gästen am Toten Meere sich befand und erst am andern Tage zurückkehren, aber dann sofort seine Heimreise antreten wollte. Als ich durch das Fenster nach dem Osten zu hinausschaute, rief ich unwillkürlich aus: „Nun, das ist gewiß der Ölberg!“ „Ganz recht,“ antwortete der biedere Hausvater, „das ist der Ölberg!“ Hell und klar beleuchtet von der glänzenden Mittags-sonne, lag er plötzlich wie hingezaubert in seiner ganzen Ausdehnung mit seinen drei Gipfeln vor mir und ich konnte ihn von diesem hohen Punkte aus mit aller Muße beschauen. Er ist es auch, der mir von allem, was ich gesehen, am tiefsten in mein Gedächtnis eingepägt wurde, weil ich zehn Tage lang auf ihn blickte, so oft ich hier auf meinem Zimmer ein wenig ausruhte, oder einen Brief nach Hause schrieb, oder wenn ich des Morgens erwachte und des Abends mich zur Ruhe nieder-

legte, er mir vor meinen Augen stand. War mir aus diesem Grunde schon mein Zimmer im Hospiz sehr teuer und wert, so wurde es mir hernach als ich's erfuhr, noch aus einem andern Grunde merkwürdig, nämlich aus dem, daß in demselben der letztverstorbene deutsche Kaiser Friedrich III., als deutscher Kronprinz, bei seinem Besuche in Jerusalem im Jahre 1869, sein Quartier hatte. In soweit hatte es der Herr auch in Bezug auf meine Reise alles wohlgemacht, wofür ich Ihm denn auch, als ich erst allein war, von ganzem Herzen danken durfte.

Zunächst hatte ich vor allem einige sehr notwendige Angelegenheiten zu ordnen, die mir beinahe einige Sorgen verursachten, und das um so mehr, weil ich niemand kannte, der mir hierin behilflich hätte sein können. Diejenigen Personen, welche gern zu Handreichungen bereit gewesen wären, hatten sich, um der kommenden Hitze zu entgehen, die eine nach Damascus und die andre nach dem ehemaligen Moab jenseits des Toten Meeres geflüchtet, und so war ich denn auf mich selbst angewiesen. Doch, Gott sei Dank, nein, ein Kind Gottes ist nie auf sich selbst angewiesen, wenn es Gottes Wege geht und in seiner Angelegenheit handelt. Es darf alles auf die liebevollen Schultern Gottes legen, von Ihm tragen lassen und in diesem Bewußtsein an das ihm anvertraute Werk gehen. Der Herr half mir denn auch über Bitten und Verstehen, und unendlich besser ordnete Er meine Sachen, als sie irgend jemand hätte planen können.

8. Ein Gang nach dem Ölberg.

Mit meinen Angelegenheiten für den ersten Tag fertig, folgte ich dem innern Zug, der mich, seit ich den Ölberg einmal gesehen, nach demselben unaufhaltsam hintrieb. „Da drüben hinter der östlichen Stadtmauer liegt er ja, also nur eine der in dieser Richtung liegenden Straßen eingeschlagen und mutig vorwärts gegangen, so werde ich schon hingelangen,“ dachte ich. Gedacht, gethan. Ich bog in eine der Straßen ein und schritt getrost darauf los. Schon sah ich deren Ende und daran sich fügend einen großen, freien Platz, als mir ein türkischer Offizier in den Weg trat und bedeutete, daß der Weg von mir nicht weiter verfolgt werden dürfe, und ehe ich mich um das „Warum?“

näher hätte erkundigen können, hatte er mich bei meinen beiden Schultern gefaßt und fast auf dem Absatz nach dem Westen zu gekehrt. Ich mußte also zurück. An der nächsten Straßenecke wandte ich mich der nördlichen Richtung zu und fand bald eine jüdische Tischlerwerkstätte, wo man allerlei Kippsachen, wie Leuchter, Eierbecher, Briefbeschwerer, Federhalter, Vineale, Penale, Kästchen u. dergl., aus Ölbaum- und Olivenholz fertigte, welche vorzugsweise von Touristen und Pilgern zum Andenken an Jerusalem gekauft werden. Solcher Werkstätten, beiläufig bemerkt, giebt es in Jerusalem viele. Hier trat ich ein und befragte mich nach dem Weg zum Stephansthor. Da erfuhr ich denn auch, daß ich mich auf der vorhin eingeschlagenen Straße direkt zum ehemaligen Tempelplatz hin befunden hatte, den die Mohammedaner so heilig halten, daß keinem Ungläubigen erlaubt ist, ohne besondere Bewilligung vom Pascha ihn zu betreten. Als ich von dem Juden hinwegging, kam ich sofort auf die „Via dolorosa“ oder Marterstraße, deshalb so genannt, weil man annimmt, der Herr habe sie, mit dem Kreuz auf seinem Rücken, von Pontius Pilatus bis Golgatha durchwandelt. Die Lateiner haben sie in vierzehn Stationen geteilt und jeder derselben irgend ein Ereignis angedichtet, das sich an derselben auf diesem Gange des Herrn zugetragen haben soll. So soll es an der einen und noch an zwei andern Stellen gewesen sein, wo Er mit dem Kreuz zusammenbrach; an einer andern soll Ihm seine Mutter begegnet, an wieder einer andern soll Simon von Cyrene gezwungen worden sein, Ihm das Kreuz tragen zu helfen, und an noch einer andern soll Ihm Veronika, eine Römerin, den Schweiß vom Angesicht gewischt haben, wofür sie zum Dank einen Abdruck desselben auf ihrem Schweißstuch erhielt — und so geht es fort. Ich ging an einigen dieser Stationen, die mit ihrer Bedeutung entsprechenden Bildnissen in den Wänden oder mit Inschriften in Stein versehen sind, vorüber und endlich auch an der Stätte, wo man den Palast des Landpflegers hin versetzt hat. Von hier sieht man schon das Stephans- oder das ehemalige Schafsthor; doch ehe man an dasselbe gelangt, wird man noch zur rechten Hand auf den Teich Bethesda aufmerksam gemacht. Er liegt ganz unmittelbar an der nördlichen Tempelmauer. Leider fehlen jetzt seine

einstigen, vielleicht sehr schönen fünf Hallen, in denen sich jene große Anzahl Kranker befand. Nun hat hier alles ein ruinenhaftes Aussehen; alles liegt in Verfall, und eine Menge Schutt hat den ehemaligen Gesundheitsbrunnen zum großen Teil gefüllt; aus demselben hervor sprossen hin und her einige selbstgesäte, wilde Pflanzen. Ein Gedanke wurde mir indes hier doch besonders wichtig, nämlich der, daß die Stätte zum Dank für jenen armen 38 jährigen geheilten Kranken gar sehr nahe lag, denn hinter der dicht angrenzenden Tempelmauer lag der Tempel selbst. Wie köstlich, daß er diesen ihm so naheliegenden Weg zuerst und sofort betrat. Wollte Gott, jeder an seiner Seele Geheilte ginge hin und thäte desgleichen!

Endlich ging's durchs Stephansthor. Das Auge schweift hinüber zu dem nun ganz offen daliegenden Ölberg, den ich von meinem Zimmer aus doch nur halb gesehen hatte, nämlich seine obere Hälfte. Hier konnte ich ihn nun von seinen Gipfeln bis zu seinem Fuß beschauen. Es trennte mich nur noch ein dazwischen liegendes, langgestrecktes, vom Norden nach dem Süden sich hinziehendes, ziemlich tiefes Thal; es war das Kidronthal oder das Thal Josaphat. Einig' Minuten verweile ich noch hier oben an der Mauer bei den sich hier befindlichen mohammedanischen Gräbern, um auch deren Merkwürdigkeiten zu besehen, und dann steige ich da hinab, wo eben eine Anzahl Pilger aus dem Thal heraufkommt. Der Weg geht ziemlich steil hinunter und muß ehemals noch viel steiler gewesen sein, da, wie man durch Ausgrabungen gefunden hat, auch hier über fünfzig Fuß Schutt in der Thalsohle aufgehäuft sein soll. Immer feierlicher wird das Gemüt gestimmt, je tiefer man hinabsteigt, wie aber erst dann, wenn man, unten angekommen, den Bach Kidron überschreiten soll und sich der ehemaligen, hier stattgefundenen Ereignisse erinnert! Und das ist um so mehr der Fall, weil man weiß, man befindet sich nicht auf dem Boden der Sage, sondern auf wirklich biblischem Grunde, denn wenn auch so manche Örtlichkeiten mit vollem Recht angezweifelt werden können, so sind doch viele unter ihnen so unzweifelhaft sicher die alten, daß für sie Beweise völlig unnötig sind. Zu diesen gehört auch das Kidronthal und der Ölberg. Sie konnten nie an eine andre Stelle verlegt werden. Wer hätte nun von

den Lesern des Jahrbuches, wenn er mit mir im Begriff gewesen wäre, das Thal zu überschreiten, hier nicht an jene zwei geschichtlichen Übergänge desselben gedacht, die uns das Thal so überaus wichtig machen? Ich meine jenen, der von dem Vorbild des Herrn, von David, und dann den andern, der von dem Herrn selbst vollzogen ward! Hier unten war es ja, wo etwas mehr als tausend Jahre vor Christo der alternde, geknickte König, der „Mann nach dem Herzen Gottes“, weinend seine flüchtigen Füße barfuß auf das scharfe Geröll setzte; von hier stieg er, sein Haupt verhüllt, den Ölberg hinan, und hier hallte Berg und Thal von den lauten Stimmen seiner mit ihm weinenden Getreuen wider, die entschlossen waren, mit ihm in den Tod zu gehen. (2 Sam. 15, 23—30.) Es war die tiefste Erniedrigung Davids. Aber eine unendlich tiefere traf hier Den, von dem David nur ein Vorbild war. Kommt und seht nur! In stiller Nachtstunde steigt hier Davids Sohn und Herr hinab, nachdem Er zuerst seinen kommenden gewissen Tod mit seinen Getreuen gefeiert. Sie begleiten Ihn auch, aber keiner weint, keiner schluchzt, und ob sie schon sagen, daß Gefängnis und Tod ihnen kein Hindernis wären, Ihm zu folgen, so findet Er doch gleich hinterher, als Er dort drüben in dem Garten rechts mit dem Tode ringt und vor Angst der Seele zu ihnen eilt, nicht einmal ein Trostwort bei ihnen. Und während David siegreich mit allen Ehren zurück über diesen selben Kidron schreitet, sind dem Sohne Davids die Hände gefesselt, und Er steigt als Verbrecher den eben von mir herabgekommenen Weg hinan. Diese und ähnliche Gedanken erfüllen einen beim Überschreiten jener alten Brücke, die über das trockene Bett des Baches führt.

Gleich auf der andern Seite des Thales befindet sich links am Wege das Grab Marias, der Mutter des Herrn, wie man vorgiebt; eine Menge Pilger wandern täglich hierher, um anzubeten. Ich gehe vorüber, denn die Thür, welche in die unten liegenden Räume der hierher gebauten Kapelle führt, ist verschlossen. Einige hundert Schritt weiter, eben da, wo sich der Weg sanft den Berg hinan zu heben beginnt, aber zur rechten Hand, geht man an einem von einer hohen Mauer eingeschlossenen Garten vorüber — es ist der Garten Gethsemane.

Auch der war diesmal verschlossen, und alle Mühe, über die Mauer hineinzublicken, war vergeblich. Mit der tröstlichen Hoffnung, auch an einem der Tage hier eindringen zu können, gehe ich an der russischen Auferstehungskirche, welche oberhalb des Gartens steht, vorüber und den Ölberg hinan. Der Weg ist terrassenförmig und nicht allzu steil, aber überall sehr steinig. Hin und her sieht das Auge einige Öl-bäume und sonstige andre Pflanzen. Erstere mögen einst in Menge den Berg geschmückt und ihm den bekannten Namen erworben haben. Von einigen dieser Öl-bäume, da sie eben in voller Blüte stehen, pflücke ich mir einige Zweige zum Andenken und ruhe ein wenig im kühlen Schatten aus, da das Hinansteigen und die heißen Sonnenstrahlen das ihrige gethan haben, um mir den Schweiß auf die Stirn zu treiben. Weiter oben, auf dem Sattel zwischen dem zweiten und dritten Gipfel, treffe ich ein ganz schönes Gerstenfeld; die Ähren sind bereits völlig ausgewachsen, aber noch nicht reif, wie ich sie vor einigen Tagen in Alexandrien gesehen hatte. Hier wende ich mich nach links, dem mittleren Gipfel zu. Nach einigen Minuten führt der Weg an einem Thor vorüber, hinter welchem ein sehr stattliches Gebäude hervorschaut. Ich gehe hinein und finde, daß es ein Kloster für Karmeliterinnen ist; nichtsdestoweniger werde ich freundlich eingeladen, in das Innere einzutreten. Ein prachtvoller, großer Raum mit schönen weißen Säulen wurde mir hier unter andern gezeigt, der rund umher an den Wänden das Vaterunser — wie mir scheint, auf Porzellan — 32 mal in eben so vielen Sprachen enthält. Auf die Frage, was das wohl bedeute, wird einem zur Antwort, daß eben hier an dieser Stätte der Herr gegessen und es seinen Jüngern gelehrt haben soll. Man sieht, man ist abermals auf dem Boden der Sage, da die Heilige Schrift klar zeigt, daß es auf einem Berge in Galiläa war, wo Er ihnen dieses unvergleichliche Gebet vorsprach. (Vergl. Mt. 5, 1; 6, 9—14; 8, 1—5.) Das andre Mal in Lk. 11, 1—4 war es an „einem Orte“, wo Er gebetet hatte, was indes keinen Anhaltspunkt dafür giebt, daß es der Ölberg gewesen sei, sondern vielmehr im Gegenteile eine Stätte gewesen sein muß, die keinen Namen trug und deshalb nicht näher bezeichnet wurde. Es wird einem immer recht weh zu Mute, wenn man bei solchen Gängen inne

wird, wie manche kostbare biblische Thatsache gleich dieser nur dazu von den Menschen angewandt und benutzt wird, ihrem eignen Handwerk einen höhern Wert, ja, eine Art heiligen Anstrich zu geben und arme Leute irrezuführen. Ob man damit direkt gegen das klare Zeugnis der Schrift angeht, ist ihnen ganz gleich, wenn nur ihr Zweck erreicht wird. Im übrigen haben diese Karmeliterinnen hier auf dem Ölberge ein sehr gewaltiges Stück Land inne, und es scheint, als wird sehr bald der schöne Berg mit Häusern, Kirchen, Klöstern usw. bedeckt werden, da man sehr nach den käuflichen Stellen desselben hascht.

Von diesem Kloster lasse ich den Weg, der sich hier nach Bethanien hin kehrt, rechts liegen und schreite dem arabischen Dorf, etwas höher links, zu. Raum liegt das auch hinter mir, da befinde ich mich auf dem schönen, flachen Gipfel des Berges. O, wie wünschte ich jedem der lieben Leser, den Anblick, der hier gewährt wird, wenigstens einmal in seinem Leben zu haben! Es bleibt einem ein für allemal unvergeßlich. Denn abgesehen von der Wichtigkeit, welche jede Örtlichkeit in sich birgt, auf die das Auge rundum im ganzen Horizont fällt, ist der bloße Ausblick hier ein so erhebender, daß man sich gar nicht abwenden kann, und das ist leicht erklärlich. Der Ölberg ist nämlich der höchste Gipfel in ziemlich weitem Umkreis — über Jerusalem selbst 150—160 Fuß erhoben —, und sind auch in weiter Ferne höhere Berge sichtbar, so verschwindet deren Höhe unter den andern Gipfeln, wenn sie von diesem erhabenen Standpunkt aus gesehen werden.

9. Der Ausblick vom Ölberg.

Die Richtung, nach der du dich, lieber Leser, zunächst vom Ölberg aus hinwenden würdest, wäre gewiß der Westen, d. h. eben dahin, woher du gekommen bist. Denn den Drang, die Stadt einmal ganz zu übersehen, bringt man ja eigentlich schon bei der Ankunft mit. Und wo könnte dieser Drang völliger befriedigt werden als hier? Gerade so wie man enttäuscht wird bei der Einfahrt in die Stadt, weil man so wenig zu sehen bekommt, so wird man nun überrascht, wenn man sich vom Ölberg nach dem Westen umsieht. Da liegt sie, die Stadt des großen Königs, ich möchte sagen, dicht vor deinen Füßen

ausgebreitet in ihrem ganzen Umfange und dazu so deutlich, als hättest du ein Modell von ihr auf deinem Tisch. Ein wenig Kenntniss von ihr ermöglicht jeden Platz, jede Straße, jedes Thor und jedes einzelne größere Gebäude von hier genau zu bezeichnen. Zunächst zieht der nahe Morijah mit der Omar-Moschee und der Moschee el Afsa, die beide auf dem ehemaligen Tempelplatz stehen, unsre Aufmerksamkeit auf sich. Dann drüben hinter demselben im Südwesten der Zion mit seinem dichten Häuserkomplex, aus dem sich die zwei Synagogen der Askenanim, die Jakobskirche der Armenier und dicht am Jaffathor der Davidsturm abheben. Ein wenig nordöstlicher vom Jaffathor steht die Grabeskirche (soll also Golgatha sein) mit ihren großen Kuppeln und noch einmal nordöstlicher das Johanniterhospiz. Die reichliche Anzahl der Minarets hin und her, besonders im mohammedanischen Viertel, vermögen sich allerdings auch nicht unsern aufmerksamen Augen zu entziehen. Außerst schön macht sich die Stadtmauer, von hier aus gesehen, da sie sich gleich einem breiten, einfassenden Bande rings um die Häusermasse schlängelt. Nicht wenig trägt zum Schmuck der Stadt ihre natürliche Lage bei. Von drei Seiten durch tiefe Thäler abgegrenzt, ragt das wellenförmige Plateau derselben hoch aus der Tiefe gleich einer Halbinsel hervor, die nur im Nordwesten im Zusammenhang mit dem sich weit ins Land ausdehnenden Bergrücken steht. Welch überwältigenden Eindruck der Blick von hier aus in dem Herzen Dessen hervorrief, der allerdings unendlich tiefer als in diese Straßen- und Häuserreihen, der in die Herzen hineinzusehen im Stande war und die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wie ein aufgeschlagenes Buch vor sich sah, das ist ja einem jeden bekannt. Jeder weiß es, wie eben diese Augen, die auf die Stadt von hier aus gerichtet waren, sich zu Thränenquellen verwandelten, während sein heiliger Mund das wiedergab, was seine Seele bewegte, als Er ausrief: „Wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient. Aber nun ist es vor deinen Augen verborgen.“

Ghe ich meine Ausschau fortsetzte, wurde ich gewahr, daß sich noch ein viel besserer Standpunkt hier oben finden läßt, und den zu gewinnen, galten nun meine Bemühungen. Auf

den hohen Glockenturm der hier oben erbauten russischen Himmelfahrtskirche nämlich richtete sich mein begehrlches Auge. Ich schritt auf das kleine, weißgetünchte Häuschen vor der Kirche zu, hoffend, daß sich hier das Wärterpersonal vorfinden dürfte, welches mir die Thür zum Turm öffnen könnte. Ich hatte mich nicht getäuscht. Ein junger, stämmiger Araber erschien, den ich in russischer Sprache anredete und der zu meiner Verwunderung viel besser russisch sprach, als ich erwartet hatte. Schnell holte er den großen Schlüssel, öffnete die Thür, und ich stieg 200 Stufen (nach seiner Angabe) auf einer Wendeltreppe empor. Noch ein längerer Blick auf die Stadt und darüber hinaus auf das Gebirge Juda gewährte mir einen erhöhten neuen Genuß.

Dann wandte ich meine Blicke dem Norden zu. Hier schlängelte sich direkt vom Damaskusthor der Weg nach Samaria und Galiläa und allerdings auch nach der ehemaligen Hauptstadt Syriens, Damaskus, zu. Dieser Weg war es, auf dem Jesus als zwölfjähriger Knabe zum erstenmal und hernach wiederholt mit seinen Jüngern herauf zum Passabfeste kam; auf diesem Wege zog Saulus hinaus, begleitet von einer ihm gleichgesinnten Schar, um die Jünger in Damaskus aufzusuchen. Ungefähr zwei Stunden von der Stadt, recht weit links von eben diesem Wege, erblickt das Auge einen großen Ruinenhaufen; es ist eine der denkwürdigsten Städte des Landes. Es ist das Mizpa Samuels. An dieser Stätte war es, wo Samuel das Volk eine lange Zeit richtete, für sie betete und wo die Philister geschlagen und infolge des Sieges ein Denkmal errichtet wurde (1 Sam. 7, 5—13); hier ward auch ihr erster König Saul dem Volke vorgestellt, nachdem er unter den Fässern hervorgezogen worden war. (Kap. 10, 17—24.) Schweifen wir von hier nach Nordosten hinüber, so schimmert uns das alte Nob, die ehemalige Priesterstadt, entgegen, in der Saul um Davids willen ein großes Blutbad anrichtete, in dem weder Mann noch Weib, weder Kinder noch Säuglinge, ja, sogar nicht einmal das Vieh verschont wurde. (1 Sam. 22, 19.) Nördlich von Nob ist Anathoth, die Geburtsstadt des Propheten Jeremia (Jer. 1, 1), sichtbar.

Wendet man nun das Auge nach dem Osten, so traut man kaum seinen Sinnen. Ein ziemlich breites Thal zieht sich

von unabsehbarer Ferne vom Norden nach dem Süden hin. Mitten hindurch schlängelt sich im Zickzack ein silberblanker, teilweise von prächtigem Grün eingefasster Streifen, der schließlich in einem großen See sein Ende findet. Unwillkürlich fragt man sich: „Was ist das für ein Thal? Was ist das für ein Fluß? Und welcher See mag das wohl sein?“ So sehr man auch anfänglich dagegen ankämpft, daß dies nichts anderes als das Jordantal, der Jordanstrom und das Tote Meer ist, so wird man sich dessen doch mit jeder weitem Minute immer gewisser. Hätte man mir in dem Augenblick ein unerwartet großes Geschenk gemacht, wahrlich, ich bin überzeugt, es hätte mich nicht so erfreut als dieser mir gewährte Blick, vornehmlich aber aus dem Grunde, weil ich keine Aussicht hatte, eine Reise nach diesen Stätten hin machen zu können. Lange und wiederholt ruhte das Auge bald auf Peräa und seinen kahlen Bergen, bald auf den grünen Einfassungen des Jordans, dann auf dem Salzmeer, das kristallhell und spiegelglatt zwischen den Bergen heraus mit seinem nördlichen Bassin sich dem Beschauer präsentiert. Es ist etwas wunderbar Schönes um das Tote Meer, vom Ölberge aus gesehen. Tief unten in seinem Felsenbassin gleicht es einem Spiegel, dazu da, damit es die Gestalt der es umgebenden Berge wiedergebe. Weiter hinauf aber steigt das Auge hinauf zu den moabitischen Bergen hinter dem Toten Meer, dann wieder kommt es herüber, um auf die zwischen dem Ölberg und dem Meer liegenden wellenartigen Berggruppen hinzuweisen. Wieviel Gedanken und Bilder aus längstvergangenen Tagen sich hier in einigen Minuten häuften, aufdrängten und verdrängten, läßt sich nicht beschreiben. Vor meinem Geiste stand Sodom und Gomorrha mit seinen himmelstreichenden Sünden, dem schrecklichen Gottesurteil und die nun schon jahrtausendlang währende Predigt, die dieses Salzmeer von der strafenden Gerechtigkeit Gottes noch nicht aufgehört hat zu halten; dort tauchte Mose auf dem Rebo auf, wie er das Land, auf dem ich eben stand, mit heißer Sehnsucht, es zu betreten, beschaut; an der Jordanmündung Johannes der Täufer, umgeben von Tausenden, auf das daherkommende Lamm Gottes weisend; dann das wunderbarste aller Schauspiele, die Offenbarung des dreieinigen Gottes, als Er, der Herr der Herrlich-

feit, sich in des Jordans Fluten hatte senken lassen. Ferner erinnerte ich mich der dort vollzogenen ersten Berufung seiner ersten Jünger, des Durchgangs Israels durch die Jordansfluten usw. Daß es mir schließlich schwer wurde, meine Augen von diesen denkwürdigen Stätten loszureißen, wird mir jeder glauben.

Ein Wort meines mich begleitenden Arabers, der sich dem Süden zugewandt hatte, zog mich schließlich auch nach dieser Richtung. „Sehen Sie dort unten, ganz nahe am Ausläufer des Ölbergs, jene alte Ruine?“ fragte er mich. Ich konnte nichts finden, stellte mich aber ganz genau an seinen Platz. „Nun blicken Sie nach jenen hell hervorsimmernden Häuschen.“ Ich schaute abermals und vermochte nicht so leicht die im tiefen Thal zwischen vielen grünen Bäumen bezeichneten Gegenstände zu finden, weil sich bereits die Sonne dem westlichen Horizont zuneigte und die Berge ihre Schatten über dieselben warfen. Endlich, nachdem sich das Auge auf den bezeichneten Punkt konzentriert hatte, sah ich die bezeichnete Stätte. „Es ist Bethanien,“ sagte mein Begleiter, „Sie sehen nur ein klein wenig von dem anmutigen Ort.“ Dann fortfahrend, setzte er hinzu: „Dort drüben links von Bethanien sehen Sie ganz deutlich einen Weg über einen Bergrücken hinlaufen, das ist der Weg nach Jericho.“ Ich konnte bei dieser Bemerkung mich des Gedankens an den „unter die Mörder Gefallenen“ nicht erwehren, um so mehr, weil bis an den heutigen Tag dieser Weg noch immer ein gefährlicher Weg ist. Dann wandte er sich südwestlich und zeigte auf eine kleine Häusermasse auf einer ziemlich Anhöhe, in nicht allzu großer Entfernung von hier. „Das,“ sagte er bedeutungsvoll, „ist Bethlehem, die Geburtsstadt unsers Herrn, und hinter derselben in ganz gerader Richtung, nur noch einmal so weit von hier, liegt Hebron, wo Abraham, Isaak und Jakob begraben liegen.“ Ich war doppelt erfreut bei dieser Erklärung. Einmal, daß ich wenn auch nur einen flüchtigen Blick auf Bethlechem werfen durfte (von Hebron konnte ich trotz aller Anstrengung nichts entdecken), und zum andern, daß dieser Araber etwas von unserm Herrn wußte. Er teilte mir hernach mit, er wäre ein Christ und gehöre der orthodoxen Kirche an.

Reich beladen stieg ich vom Turm und dann auch vom Ölberg hinab, um auf meinem Zimmer zu verarbeiten, was ich genossen hatte. Ich kann nur sagen, das Ergebnis jenes Tages für mich war schön, daß ich mir sagte: „Wenn du nun auch gar nichts mehr nach der langen Reise zu sehen bekommen würdest, als was du heute gesehen hast, so würde dies schon eine solche Reise wert gewesen sein!“

10. In den die Stadt einschließenden Thälern.

Wenn die Leser des Jahrbuches eine Bibel mit einer Karte von dem heutigen Jerusalem besitzen, so würde ich sie auffordern, dieselbe zur Hand zu nehmen und beim Lesen dieser Zeilen mich zu begleiten. Es war eigentlich solch eine Karte, die mir als Führer bei meinen Gängen diente, und ich fand, daß sie sehr getreu die rechten Plätze nachwies. Oftmals sprach ich des Abends bei Tisch von dem am Tage Gesehenen, und der Hausvater, der, beiläufig gesagt, 25 Jahre in der Stadt wohnte und jeden Winkel, wie er sich ausdrückte, genau kannte, wunderte sich, wie es möglich wäre, daß ich ohne Begleitung so genau wissen konnte, was ich gesehen hatte.

Nun, da auf meiner Karte fand ich im Süden von der Stadt den Blutader Hafeldama verzeichnet. Sofort entschloß ich mich, den zu sehen. Und so schritt ich eines Nachmittags zum Jaffathor hinaus. Gleich hinter demselben scharf links abgebogen führt der Weg nach Bethlechem. Man braucht nicht viele Schritte auf demselben vorwärts zu gehen, um von einer ganzen Schar Aussätziger, sowohl Männer als Weiber, belästigt zu werden. Entweder kauern sie am Boden und recken ihre Hände mit kläglichen Blicken nach einer Gabe aus, oder sie kommen wohl auch näher und werden ziemlich zudringlich. Hat man erst einem eine Kleinigkeit gegeben, dann wird man die andern nicht leicht los, bis sie auch etwas empfangen. Schnell gehe ich an ihnen vorüber, nachdem ich mir diese Armen mit flüchtigen Blicken angesehen habe. Der Weg führt abwärts, eine schöne Chaussee; hoch oben zur Rechten auf dem Zion befindet sich die westliche Stadtmauer mit ihren Türmen, zur Linken hingegen schlängelt sich ein nicht allzu tiefes Thal, das

nun zum Teil mit schönem grünem Gras bedeckt ist. Schreitet man weiter vorwärts, so vertieft es sich, bis es in ein recht umfangreiches Bassin mündet. Dieses Bassin ist der untere Teich, während der obere Teich, von dem wir in Jes. 36, 2 lesen, ganz oben nahe am Anfang des Thales liegt. Das Thal selbst ist das Thal Gihon, wichtig deshalb, weil hier einst Salomo feierlich von dem Priester Zadok und dem Propheten Nathan zum König gesalbt und dann mit Posaunenschall, reitend auf dem Maultier Davids, zur Thronbesteigung geleitet wurde. Man lese hierüber 1 Kön. 1. Das Thal Gihon schließt indes nicht ab mit obenerwähntem Bassin, dessen Südwand ein gewaltiger, quer durchs Thal gemauerter Damm mit Schleusen bildet, es vertieft sich vielmehr und breitet sich hinter dem Damm beträchtlich weiter aus und wendet sich von da ab allmählich dem Osten zu. Von hier aber trägt es den Namen Thal Hinnom oder Ben-Hinnom. Es läßt sich in demselben sehr gut lustwandeln, da die beiderseitigen Thälwände sowie auch die breite Thalsohle von einer Menge verschiedener Bäume und Sträucher, unter ihnen nicht wenig Oliven, geschmückt sind. Leider hat es eine sehr traurige Berühmtheit erlangt, da der Greuel des Götzendienstes Israels hier seinen Gipfelpunkt erreichte. Denn hier unten war es, wo zur Zeit des Propheten Jeremia die Altäre Molochs loderten und ihren Opferrauch im Angesicht des oben gelegenen Tempels Jehovahs hoch in die Wolken empor sandte. Hier war es, wo das Jammergeschrei der unschuldigen Kinder die Luft erfüllte und nur der Pauken- und Trompetenhall dasselbe übertönte, damit es nicht gehört und sie um so ruhiger dem glühenden, ehernen Gözen in die Arme überantwortet werden konnten. (Jer. 7, 31.) Selbst Manasse, der Sohn des frommen Königs Hizkia, ging in diesem Greuel dem Volke als Beispiel voran, wie wir 2 Kön. 21, 6 lesen. Erst der Enkel dieses Manasse, der fromme König Josia, hob durch eine energische Reformation diesen Molochs-dienst auf. (2 Kön. 23, 10.) Tief demütigend ist es für den einsichtigen Besucher solcher schöner Stätten, die von Menschen so schändlich besudelt wurden, wenn er sich daran erinnert, daß dies Geschöpfe Gottes thaten, zu denen er sich selbst zählt. Es wird ihm alsdann so lebendig wie nie der Ausspruch ins Ge-

dächtnis gerufen, daß es überall schön ist, wo der Mensch nicht hinkommt.

Steigt man von hier auf schmalem Fußpfad die rechts liegende steile Thälwand des Ben-Hinnom hinauf, so betritt man einen neuen Boden, der an ähnliche Verderbtheit des menschlichen Herzens erinnert. Es ist der Töpfersacker, wo die Ältesten und Hohenpriester jene dreißig Silberlinge, um die der Herr von Judas erstanden war und welche nicht in den Tempel paßten, in „wohlthätigem Zweck“ angelegt hatten. „Zum Begräbnis der Pilger“ war er erworben worden für jene Summe, die dem geldgierigen Judas zur Bestechung genügend war, seinen Herrn zu verraten. Das westliche Ende des Hafeldama ist wie mit Gräbern besät und sind es hier meist Senkgräber, d. h. solche, die senkrecht in den Fels gehauen (wie wir sie in die Erde graben) und dann mit Steinplatten, von denen manche mit Inschriften versehen, bedeckt sind. Einzelne Höhlengräber giebt es auch hier schon, deren Anzahl aber, sowie man sich weiter dem Osten zu begiebt, wächst. Es ist äußerst interessant, diese letzteren zu beschauen. Zum Teil waren wohl einige von ihnen ehemals Höhlen und wurden nur hernach mit Hammer und Meißel gründlich ausgemeißelt und nach Geschmack zurechtgearbeitet. Viele aber sind offenbar in den harten Fels von Grund aus hineingearbeitet. Man denke sich z. B. in einer senkrechten Felswand eine Nische ähnlich einem großen, gotischen Kirchenfenster, die ganz nach Bedürfnis größer oder kleiner ist, je nach den verschiedenen Gräbern; diese bildet eine Art Vorhalle. Hier mögen die Verwandten oftmals erschienen sein, um am Grabe zu weinen, wie es einst die Juden von Maria glaubten. (Joh. 11, 31.) Von dieser Vorhalle geht die Öffnung, nach Gestalt und Größe einem Backofenloch sehr ähnlich, horizontal in das Innere, das eigentliche Grab. Blickt man, ein wenig gebückt — wie wenn man in einen niedrig angelegten Backofen hineinschauen wollte —, da hinein, so sieht man anfangs nichts, bis sich das Auge an die Dunkelheit drinnen gewöhnt hat, und dann wird man gewahr, daß ein großer, hoher und weiter Raum wie ein Zimmer sich hinter der Öffnung ausbreitet. Wiederholt ging ich in diese innern Räume hinein, welche größtenteils sehr regelmäßig, sogar schön und glatt ge-

arbeitet waren. In den vier Wänden befanden sich gewöhnlich eine Anzahl größerer und kleinerer Stollen, in welche die Leichname hineingeschoben wurden. Einige dieser Gräber hatten angrenzend an den ersten Raum noch einen ähnlichen zweiten, in welchen wieder nur solch eine Backofenöffnung führte. Auf meinen Wanderungen durch diese felsigen Behausungen der Toten wurde ich in einigen derselben sehr überrascht. Da stehe ich z. B. an einem der größeren unter ihnen und schaue in die dunkle Kammer. Bald hat sich das Auge gewöhnt, und es kommt mir vor, als hänge ein Zipfel von einer Decke oder einem Mantel vom Boden herab. „Sollten etwa noch Überbleibsel von den einst hier Begrabenen sich darinnen vorfinden?“ frage ich mich. „Unmöglich!“ Schnell bücke ich mich und dringe in den Raum und finde zu meinem Erstaunen eine vollständig eingerichtete Araberwohnung. Schneller als ich hineinkam, eile ich nun Hals über Kopf hinaus, denn der Gedanke, daß der Araber Mohammedaner ist und vielleicht eben heimkommen und mich in seiner Wohnung antreffen könnte, war mir fürchterlicher, als wenn ich einen Haufen von Leichen darin gefunden hätte. Wer das Hausrecht des Mohammedaners kennt und deren Fanatismus wegen Übertretung desselben, der wird das sehr begreiflich finden. Noch ein zweites Mal erging es mir auf diesem Rundgang ähnlich, dann aber wurde ich, als ich noch an einem andern Tage diese Totenstadt besuchte, viel vorsichtiger.

Das Wohnen in den Gräbern ist also, wie man sieht, heutzutage gar nicht so etwas Seltenes in Palästina. Der Araber, der nicht gern baut, ist ganz froh, gleich dem Sperling ein fertiges Haus zu finden. Er trägt seine wenigen Lumpen in das Grab nebst einigem Holzgerät und wohnt mit seiner Familie ganz gemüthlich daselbst, ohne sich darum zu kümmern, daß einst vor tausend oder zweitausend Jahren ein Toter hier lag. Dazu bietet diese Wohnung mancherlei Vorteile vor einer selbsterrichteten Araberhütte. Die starken Steinwände und die Steindecke lassen nichts von Sturmwind und Regen hindurchkommen und fühlen vortrefflich in den heißen Tagen. Inwieweit das seiner Gesundheit zuträglich ist oder nicht, darüber stellt dieser Wüstensohn eben keine Betrachtungen an. Allerdings war es

schrecklich für einen Israeliten, auch nur daran zu denken, in der Behausung der Toten zu wohnen, da er ja dadurch unrein und für den Verkehr mit seinen Brüdern wie für das Erscheinen im Tempel untüchtig wurde. Das konnte somit in den Tagen des Herrn nur ein Besessener thun. (Mk. 5, 2—5.)

Ganz am Ostende des Hafeldama mündet das Ben-Hinnom in das Kidronthal, das vom Norden herabkommt. Hier steige ich in ersteres wieder hinab, durchschreite es und setze meinen Weg von hier aus am Kidronthal nordwärts fort, um so zum Stephansthor und in die Stadt vom Osten aus zu gelangen. Raum aber habe ich einige hundert Schritt zurückgelegt, da höre ich ein liebliches Plätschern, wie wenn irgendwo ein munteres Bächlein von dem Ophelhügel, an dem ich mich eben befinde, herabrieselt. Etwas sehr Seltenes um oder in Jerusalem. Ich steige den Hohlweg noch weiter hinan und gewahre auf einem nicht allzu großen Plateau eine Anzahl Frauen und Mädchen, sowie Knaben und Männer, mit großen Krügen auf ihren Schultern, sich um das klare, schöne Wasser tummeln, alles Wasserträger, die hier ihre Gefäße füllen. Schon seit fast dreitausend Jahren geht es so an dieser Stätte zu. Zur linken Hand befindet sich ein ziemlich großes Bassin, offenbar seit langer Zeit versandet, und aus dem angeschwemmten Boden hervor wachsen Büsche von wilden Granatbäumen und anderm Gesträuch, das eben in voller Blüte steht. Das lustig daherrinnende Wasser, welches einst dieses Bassin zu passieren hatte, ist vermittelt Röhren und in den Fels gehauenen Kanal oberhalb desselben nach rechts herumgeleitet worden, und an einer kleinen brunnenartigen Vertiefung füllt man die leeren Krüge. Es ist eine wichtige Stätte, an der ich weile, es ist der Teich Siloah. Von ihm redet bereits der Prophet Jesaja, Kap. 8, 6. Hier stürzte der einst zum Schutz des Teiches Siloah erbaute Turm auf achtzehn Personen, die jedenfalls ähnlich diesen, welche sich nun hier tummeln, gekommen waren, um Wasser zu schöpfen. (Jf. 13, 4.) Und hierher ward der Blindgeborne vom Herrn gesandt, um seine Augen zu waschen, damit er sehend zurückkehre. Und es war in der That ein Glaubensweg, wenn jener Arme irgendwo in der Nähe der Stadt sich aufgehalten hätte, was nach der Geschichte sehr wahrscheinlich, denn der

Weg hierher, von welcher Richtung er auch immer gekommen sein mochte, mußte ein beschwerlicher sein. Doch er ging und kehrte von dieser Stätte sichern Schrittes zurück, weil mit geöffneten Augen. (Joh. 9, 1 ff.) Gern hätte ich nun auch von dem Siloahwasser getrunken (und wer hätte das nicht, nachdem er erst einmal an dieser denkwürdigen Stelle weilte), dennoch konnte ich mich trotz des Wunsches und sogar empfindlichen Durstes nicht dazu entschließen, weil außer diesen Wasserschöpfern noch ein Teil Weiber und Männer oberhalb ihre schmutzige Wäsche im Kanal aufweichten und wuschen. Da entschloß ich mich, ihn so weit hinauf zu verfolgen, wo das Wasser aus dem Bergfonsdukt herauskam. Leider hatte auch hier dicht unter den Wasserleitungsröhren ein Araber, wie mir schien, ein Fell eingeweicht. Unverrichteter Sache mußte ich also umkehren. — Das Siloahwasser entspringt keineswegs einem Quell, sondern kommt aus den Salomonsteichen bei Bethlehem her, von wo aus es zuerst in die Stadt geleitet ist und endlich hier ausströmt.

Die Überlieferung verlegt auf dieses Plateau noch eine recht herzerschütternde Begebenheit. Am Ende des Bassins oder des Teiches Siloah steht ein recht kräftiger Maulbeerbaum, der rundum von einem drei Fuß hohen Gesims eingefaßt ist; auf letzteres kann man sich gemächlich niedersetzen, um im Schatten des blätterreichen Baumes auszuruhen. Doch es dürfte einem jedes Verlangen nach Ruhe hier vergehen, sobald man erfährt, daß dieser Baum die Stätte bezeichnen soll, wo Manasse den Propheten Jesaja bei lebendigem Leibe durchsägen ließ. Nur der Gedanke, daß am Ende auch diese Legende nichts weiter als das Produkt einer erwärmten Phantasie sein könnte, wie so viele es hier im Morgenlande wirklich sind, vermag den dunkeln Schatten, der sich durch sie auf diese Stätte gelagert hat, wieder ein wenig zu zerstreuen.

Langsam steige ich, den Siloahteich verlassend, das Kidronthal weiter hinauf, welches durch mehr als acht Monate im Jahr vollkommen trocken ist und nur in der Regenzeit sich in einen Bach verwandelt, der dann rauschend und brausend seine gesammelten Wasser nach dem Toten Meer hinabsendet, denn bis zu letztem hin erstreckt sich dasselbe bei fortwährend starkem Gefälle. Das Bett des Baches ist voller Geröll und Kiesel-

steine. Nahe dem Siloahteich gedeihen zur Linken prächtige Gemüsegärten, welche sich das Wasser desselben, soweit es zur Bewässerung eben langt, zu nuge machen. Auch die Feigenbäume stehen hier recht üppig. Auf der rechten Seite des Baches indes sieht man nichts als wilden, fahlen Fels und etwas höher hinauf das an den sogenannten Berg des Argernisses gelehnte arabische Dorf Silwah (ganz dem deutschen Siloah ähnlich, nur daß das o verschluckt wird und sich in ein w verwandelt). Es ist meist auf ehemaligen Gräbern erbaut, und viele derselben werden bewohnt. Ist man an dem Dorf erst vorüber, so verengt sich das Kidronthal sehr stark. Links und rechts sieht man von grünem Pflanzenwuchs nichts weiter als höchstens einige niedrige, verkrüppelte Dornenbüsche, die sich nicht einmal bis zur Manneshöhe zu erheben im stande sind. Am engsten scheint es an der Stelle zu werden, wo man auf einige merkwürdige Altertümer stößt. Es sind das Grabdenkmäler, welche der Tradition nach die Namen biblisch bekannter Männer tragen. Da ist z. B. das erste das Grab des Zacharias; welcher gemeint ist, ob der Prophet Sacharia, ob der Vater Johannes des Täufers (Lk. 1, 5) oder gar jener Zacharias, Berechjas Sohn, der zwischen dem Tempel und Altar getötet worden war (Mt. 23, 35), konnte man mir nicht sagen. Nächst diesem folgt das Grab Jakobi, des Gerechten, des Bruders unsers Herrn und Ältesten der ersten Gemeinde Christi zu Jerusalem. (Apg. 15, 13; 21, 18; Gal. 2, 9.) Das nächste altertümliche Denkmal gehört Josaphat, jenem frommen König Judas, von dem das Kidronthal auch den Namen „Thal Josaphat“ trägt. (Joel 3, 17.) Am merkwürdigsten ist wohl das vierte dieser alten Zeugen der längst verflossenen Jahrhunderte. Es wird uns als das Grab des aufrührerischen Absalom gezeigt. Daß indes hier sein Grab sein sollte, ist mehr als zweifelhaft, es ist einfach unmöglich, da in der Heiligen Schrift keine Rede davon ist, daß ihm je ein Denkmal errichtet worden sei über seinem Grabe. Andererseits wäre dies aller israelitischen Pietät und vor allem dem heiligen Gesetz Gottes zuwider gewesen, wenn man einem Rebellen gegen den König und dem zum Vaternord bereiten Prinzen nach seinem schmachvollen Ende auch noch hätte Ehre anthun wollen. Dazu kommt

noch ein andrer Grund, nämlich, daß Absalom an der Stätte, wo er an der Eiche hängen geblieben war, in eine große Grube geworfen wurde, diese Eiche und diese Grube befanden sich indes im Walde Ephraim und nicht im Kidronthal. (2 Sam. 18, 6. 17.) Vielmehr darf man wohl mit Recht annehmen, daß man es hier mit jenem Denkmal zu thun hat, von dem 2 Sam. 18, 18 geschrieben steht: „Absalom aber hatte sich eine Säule aufgerichtet, da er noch lebte, die steht im Königsgrund. Denn er sprach: Ich habe keinen Sohn, darum soll dies meines Namens Gedächtnis sein, und hieß die Säule nach seinem Namen, und heißt auch bis auf diesen Tag Absaloms Mal.“ In der That ist es nur eine Säule, die weder ein Grab deckt, noch eins, das in ihrer Nähe ist, ziert. Der beabsichtigte Zweck Absaloms jedoch, „darum soll dies meines Namens Gedächtnis sein“, ist hier so völlig erreicht worden, wie es nicht besser hätte sein können. Seines Namens wird von jedem Vorübergehenden gedacht, ja, oft sogar genannt, aber wohl von niemand mit Ehrerbietung, sondern von allen mit tiefem Abscheu. Der Araber, der Türke, der Jude und auch ein gut Teil der nach Jerusalem pilgernden Christen werfen heute noch bei jedesmaligem Vorübergehen, zum Zeichen, daß solche Söhne den Steinigungstod verdienen, einen kleinern oder größern Stein auf den neben der Säule bereits angesammelten Haufen. Und so fährt man fort, nach Jahrtausenden noch den Siegel des Abscheues auf eine That zu drücken, die vor Menschen verwerflich und vor Gott ein Greuel ist. Nicht wahr, welch ein schauerliches Gegenstück von dem Ausspruch Gottes, welcher lautet: „Das Gedächtnis des Gerechten bleibt im Segen!“?

Blickt man von dieser Stätte nach der „hochgebauten Stadt“ empor, so hat man die östliche Mauer derselben in ihrer ganzen Länge vor sich. Hinter ihr stand einst der prächtige Tempel Jehovahs. Diesseits der Mauer am nicht allzu steilen Abhang der Thalwand bedecken Tausende von Grabsteinen den Boden. Die Moslems betteten hier ihre Toten zur Ruhe und thun es heute noch, wo immer sich hier noch irgend ein Plätzchen findet. Es ist eine geweihte Grabstätte für sie. Steigen wir indes nach rechts die Thalwand empor, da finden sich die Gräber der Propheten auf dem sich allmählich er-

hebenden Bergsattel zwischen dem dritten und vierten Gipfel des Ölbergs. Doch diese sind hier nicht allein, sondern Tausende und Abertausende von Gräbern haben nach nördlicher und östlicher Richtung hin hier ihre Stätte gefunden. Es sind Kinder Israels, welche ihre Häupter hier zur letzten Ruhe hinlegten. Wer immer von ihnen im stande ist, in Jerusalem sein Leben zu beschließen, der magt selbst, so lieb ihm auch das Geld ist, ein erkleckliches Sümmchen daran und stirbt auf dem ihm heiligen Boden, um hier seine Gebeine bestatten zu lassen. Und wer wollte es ihnen verargen, ist das doch schließlich auch alles, was ihnen von vergangener Herrlichkeit noch zurückgeblieben ist. Ist doch das Reich dahin; das König- und Priestertum, die Weissagungen und Gottesdienste haben aufgehört, nur der Sand, der Boden ist geblieben, der konnte nicht weggesetzt oder vernichtet werden, wie auch die Feinde wüteten; und welche Verheißungen ruhen noch auf diesem Boden! Gewiß, sie überreffen die Zahl und das Gewicht der Flüche, die sich über dies Land ausgeschüttet haben, bei weitem. Alles in allem wird es doch nur „ein kleiner Augenblick des Zorns“, in dem der Herr sein Angesicht „ein wenig“ verborgen hatte, gewesen sein, im Vergleich mit dem, was kommt, weil Er sich dann „mit ewiger Gnade“ erbarmen will. (Jes. 54, 7. 8.) — Nun, die Gräber hier baut man nicht mehr wie vor Jahrtausenden, sondern einfach nach europäischer Art; es sind Senkgräber, aber vielfach in den Fels gehauen. Eine einfache Steintafel mit hebräischer Aufschrift, platt auf jedes Grab gelegt, deckt die stille Wohnung des Toten. Nach links und rechts, vorwärts und rückwärts also Tote; ein wahres Feld, wie es der Prophet Hesekiel (Kap. 37) im Gesicht gesehen. Was Wunder, wenn die Mohammedaner hierher das jüngste Gericht verlegen. Das Goldene Thor, das nächste in der Stadtmauer, sagen sie, wird, wenn Mohammed zum Gericht erscheint, wieder geöffnet werden (es ist jetzt vermauert, damit ja kein Ungläubiger durch dasselbe eingehe), und er wird, wie er zum erstenmal durch dasselbe einzog, dann wieder einziehen. Die Toten werden auferstehen, und das Gericht beginnt. Die Gerichtsprozedur wird eine sehr einfache sein: Vom Morijah nach dem Ölberg hinüber wird ein Seil über das Kidronthal gespannt, und jede hier versammelte

Seele muß auf das Seil, um die Probe anzutreten. Alle Gläubigen werden sicher hinüberwandern, aber die Ungläubigen verlieren das Gleichgewicht, stürzen in den jähen Abgrund des Kidron, und damit ist dann ihr Urtheil zur Verdammnis besiegelt.

Das Thal weiter hinauf kommt man am Garten Gethsemane vorüber. Von hier aus wird dasselbe recht grün und nördlicher sogar malerisch, besonders in dieser Jahreszeit. Ganz im Norden der Stadt breitet es sich auch nach dem Westen aus, wird breit und flach und gestaltet sich gleichsam zu einem umfangreichen Bassin, der das Wasser in der Regenzeit sammelt, das dann den Bach Kidron bildet.

Es war mittlerweile der Abend herangekommen, denn die Sonne hatte sich bereits seit fünfzehn bis zwanzig Minuten hinter den Bergen Judas verabschiedet. Gewöhnt im Abendlande, diese Zeit der Kühle noch auszukaufen, hatte ich gar keine allzu große Eile, um schnell in mein Quartier zu gelangen, und da ich ziemlich ermüdet war, schlenderte ich in dem erfrischenden Luftzug, der, beiläufig gesagt, alle Tage um diese Zeit nach brennender Tageshize hier wiederkehrt, langsam daher, bis es mir ganz handgreiflich ins Bewußtsein trat, daß zwischen Sonnenuntergang und der Nacht in Palästina einem nicht viel Spielraum gelassen wird. Es fing nämlich recht ernstlich an zu dunkeln, und ich mußte mich gut daranhalten, um so bald als möglich das Stephansthor zu erreichen. Mir wurde da recht deutlich, weshalb die Einladung der Jünger zu Emmaus so dringend war und sich auf den Umstand basierte, daß der Tag sich geneigt habe. Das Motiv, daß es Abend werden will, ist gar kein so geringes im Morgenlande, denn ist die Sonne einmal verschwunden, so hört das Wandern hier auf, und jedermann bleibt unter Dach, wenn er bei einem Hause angelangt ist.

Auch ich war froh, als ich mich erst innerhalb der Mauer befand; doch, die Wahrheit zu sagen, gemüthlich war es hier nicht. Die engen, überwölbten Straßen, die ganze Strecken lang nie einem Sonnenstrahl am Tage eine Spanne breit Raum geben, schlossen nun den letzten Dämmerchein vollkommen aus. Und da nach Sonnenuntergang all die Läden geschlossen werden,

war es in diesen finstern Wandelgängen wüst und leer. Kein Fenster führt nach der Straße, sondern alle in die innern Hofräume der Häuser, und somit fällt auch von daher kein erhellender Schimmer auf den Pfad des armen Nachtwandlers. Hin und wieder flackerte wohl eine erbärmlich erleuchtete Petroleumlaterne an einer Ecke oder Krümmung der Straße, doch war diese Illumination so unter aller Beschreibung, daß sie buchstäblich kaum mehr als ihren eignen Umfang erleuchtete uns aus diesem Grunde die Dunkelheit nur unheimlicher machte. Jeder Tritt, den man macht, hallt dumpf und donnernd von den Gewölben wider und setzt sein Echo vorwärts und rückwärts weiter fort. Hier und da schleicht ein Araber oder Fellah daher, den man nicht eher hört und sieht, bis seine Gestalt gleich einem Gespenst dicht vor einem steht. Ich darf wohl kaum sagen, daß ich unter solchen Umständen ganz erleichtert aufatmete, als ich erst die Treppenstufen zum Johanniterhospiz emporgestiegen war und mir der Pförtner nach dem gebräuchlichen Anklopfen die Thür öffnete. Ich war nun wieder daheim, aber ohne ernstliche Verwarnung von seiten des fürsorglichen Hausvaters, es ja nicht wieder zu wagen, allein so spät zu spazieren, ging es diesen Abend nicht ab. Ich ließ es mir denn auch für künftighin gesagt sein und kehrte hinfort pünktlich vor Sonnenuntergang heim.

11. Der Ausflug nach Bethlehem.

Während ich so täglich meine Wanderungen neben meiner mir zugefallenen Aufgabe ganz allein zu den nächstgelegenen Sehenswürdigkeiten machte, vollzog sich eine Wandlung unter unsern Gästen im Hospiz. Eine Karawane von elf Personen war nach dem Norden gezogen, um Nazareth, den See Tiberias, die Umgegend daselbst und Damaskus zu besuchen. Gern wäre ich mit hinaufgezogen, allein meine Arbeit band mich noch an Jerusalem und dazu hatte ich auch hier noch lange nicht alles eingehender gesehen. Anderseits war es zu einer solchen Reise eigentlich schon etwas zu spät, weil es bereits sehr heiß geworden war, was alsdann eine solche Reise anstatt zum Vergnügen, zu einer Plage werden läßt. An Stelle unsrer geschiedenen Gäste kamen einzelne andre. Unter ihnen ein junger, aufgeweckter

Buchhändler aus Leipzig. Da er hier ganz neu und unbekannt war, schloß er sich mir bald an und wir entwarfen dann einen Plan, nach welchem wir die mehr Zeit beanspruchenden Denkwürdigkeiten mit denen, die bald abgemacht werden konnten, so für jeden Tag verbanden, daß uns keine Stunde verloren ging. Aus diesem Grunde folgen auch hier die nächsten Aufzeichnungen nicht einem geordneten System, nach welchem ich jedenfalls einmal bei Jerusalem angefangen auch dabei verweilen müßte, bis ich damit fertig wäre, sondern wie sich eben unsre Ausflüge in der Praxis machten.

Zunächst stand Bethlehem auf unserm Plan. Nachdem wir uns einig geworden waren, nicht reitend auf dem Esel, sondern zu Fuß zwei Stunden Wegs zurückzulegen, spazierten wir an einem Mittwoch-Nachmittag zum Jaffathor hinaus. Der Himmel war klar und hell, wie er 4—5 Monate lang tagaus, tagein es ohne Regen ist, und so sandte die Sonne ihre heißen Strahlen brennend nieder, doch linderte ein schöner Luftzug die drückende Hitze bedeutend, und als wir erst dem Kessel des Sihonthals uns entzogen hatten und in das Thal Rephaim gelangt waren, da war es ganz angenehm auf der prächtigen Chaussee dahin zu pilgern. Das Thal Rephaim wird schon früh in der Bibel erwähnt und ist eigentlich eine anmutige Ebene. Bei der Einteilung des Landes an die zwölf Stämme war der Berg im Norden der Ebene, über welchen unser Weg uns eben geführt, die Grenze zwischen dem Stamme Juda und Benjamin (Joh. 15, 8); so daß Jerusalem eigentlich auf dem Erbteile des Stammes Benjamin erbaut ist. Nun in dieser Ebene vor uns schlug David die Philister zweimal hintereinander. Weil sie, als David über ganz Israel gesalbt worden war, wohl merkten, ihre Macht werde nun gebrochen werden, beeilten sie sich, ihn gleich im Anfang zu schwächen. Doch sie hatten sich verrechnet; sie trugen durch ihre doppelte Niederlage nur zur Kräftigung der Macht des „Mannes nach dem Herzen Gottes“ bei. Sie wußten nicht, daß ein Stärkerer, denn David, von nun an die Kriege gegen sie führe, und daß dieser dem David gesagt hatte: „Wenn du hören wirst das Rauschen auf den Wipfeln der Maulbeerbäume einhergehen, so säume nicht, denn der Herr ist dann ausgezogen vor dir her, zu schlagen das Heer

der Philister.“ (2 Sam. 5, 17—25.) Die Maulbeerbäume waren heute allerdings nicht mehr in Rephaim, aber der Gott, der damals seine Gegenwart durch das Rauschen derselben kund gab, war auch heute mit uns.

Wir waren noch gar nicht weit gegangen als ich wiederholt vom Herrn gemahnt wurde, diesen Gang dazu zu benutzen, um mit meinem jungen Begleiter von dem Einen, was not ist, anzuknüpfen, da er womöglich sonst nie wieder die Gelegenheit haben könnte, vom Heil in Christo etwas zu hören. Anknüpfungspunkte gab es hier mehr als irgendwo, da jeder Tritt und Schritt den Text hergeben konnte, von dem aus wir zu Christo zu gelangen im stande waren. Ich kann zwar hier unser Gespräch nicht mehr wiedergeben, aber der junge Mann fragte immer ernster, immer interessierter über den Weg Gottes und bald hatte er es herausgefunden, daß zwischen der Theorie (die er auch hatte) und der Wirklichkeit oder dem Wesen ein himmelweiter Unterschied bestände. Wir sprachen über die Rechtfertigung durch den Glauben und den persönlichen, bewußten Besitz der Vergebung der Sünden, und während ich hierauf bezügliche Sprüche anführte, die er einst auswendig gelernt hatte, empfand er deren Kraft, die sie früher nie für ihn gehabt hatten. Ich fühlte, der Herr begleitete uns auf diesem Wege. Obwohl ich nicht sagen kann, daß der Mann bekehrt wurde, so weiß ich doch, es war eine für ihn unvergeßliche Stunde; denn als er mir nach einigen Tagen in Alexandrien das Geleit an den Dampfer gab, sagte er: „Herr R., obwohl ich nicht in allem mit Ihnen übereinstimme, so kann ich doch eins sagen, daß ich nie vergessen werde, was ich von Ihnen hören durfte.“ Gewiß ist mein Wunsch auch heute noch wie damals, daß er vom Hören zum Genießen der empfundenen Wahrheit kommen möchte.

Unser Weg war unter solch lebendiger Unterhaltung fast zu kurz geworden. Bald war das Eliaskloster erreicht und weiter Rahels Grab. Von ersterem behaupten die Griechen, daß an der Stelle, auf der die Klosterkirche steht, einst Elias unter dem Wachholder geschlafen hätte, als er sich auf der Flucht vor Isebel's Drohung befand. In Wirklichkeit indes trägt, wie Nind in seinem „Auf biblischen Pfaden“ ausführt, dieses Kloster seinen Namen von dem Metropolitens Elias, dessen

Grab man noch im siebzehnten Jahrhundert in der Klosterkirche zeigte. Das Grab Rahels dagegen ist eine biblisch-historische Wirklichkeit. Als Jakob einst nomadisierend von Bethel aufbrach, um endlich nach langer Abwesenheit zu seinem alten Vater Isaak zu gelangen, der damals in Hebron wohnte, geschah es, daß sein Lieblingsweib bei der Geburt Benjamins an dieser Stätte verschied. Er setzte ihr ein Grabmal, wie uns die heilige Geschichte erzählt. (1 Mose 35, 16—20.) Das mochte Jahrhunderte hier gestanden haben und dann aufgefrischt und erneuert worden, aber schließlich dem nagenden Zahn der Zeit zum Opfer gefallen sein. Gegenwärtig steht jedoch wieder ein Grabmal auf dieser Stätte und zwar als ein kleines, weißes Gebäude mit einer Kuppel, von Moses Montefiore erbaut, und da die Stätte von ihm zum Eigentum erworben war, schenkte er sie den Juden. Wir hielten uns hier nur einige Minuten auf, gingen auch auf den Hofraum des Gebäudes, eilten dann aber dem nur noch eines Feldweges entfernten Bethlehem Ephrata zu, weil es dort für uns sehr viel zu sehen geben würde und die Zeit uns doch sehr zugemessen war.

Da lag sie denn vor uns, die Stadt Davids, auf zwei erhabenen Hügeln, welche aber so durch den flachen, vielleicht ausgefüllten Sattel geebnet sind, daß sie ein Plateau bilden, auf dem das ganze Städtchen wie ein zierliches Schmuckkästchen steht. Dies war also jener Ort, von dem der Prophet 700 Jahre vor Erfüllung seiner Weissagung feierlich beteuert hatte: „Und du Bethlehem Ephrata, die du klein bist unter den Tausenden in Juda, aus dir soll mir Der kommen, der in Israel Herr sei, welches Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist.“ (Micha 5, 1.) Ja, sie gewährt auch jetzt einen recht angenehmen Anblick mit ihren weißen Häusern und grünen Gärten; besonders freudig wird das Herz gestimmt, wenn man sich daran erinnert, daß sich hier die Geschichte Ruths und Boas' abspielte, hier Isai, David und seine sieben Brüder gelebt haben; aber der Gedanke, daß hier einst mein Herr und Heiland geboren ist, erhebt Bethlehem über alle Städte der Erde.

Während wir den Hügel zum nördlichen Thor hinansteigen, arbeitet man eifrig an der Ausbesserung des Weges. Aus der Stadt indes kamen bald in größern bald in kleinern Gruppen

Männer, wie auch Frauen und Mädchen spazierend den Hügel herab. Sie grüßten uns freundlich, lächelten uns wohl gutmütig zu, und nicht minder thaten dies die Frauen als die Männer. Dies fiel mir sofort auf, weil man mir gesagt hatte, es wären meist Araber, welche die Stadt bewohnten. Bald aber erfuhr ich, sie wären mit sehr geringer Ausnahme alle Christen und gehörten teils zur orthodoxen, teils zur römisch-katholischen und lutherischen Kirche. Dies klärte ihr Benehmen sofort auf. Das Christentum hatte, wenn vielleicht auch nicht tiefer, so doch ein wenig auf ihre äußern Sitten gewirkt. Was die Kleidung betrifft, so war die echt morgenländisch. Besonders in rot und gelb und mit allerlei Hals-, Kopf-, Ohren- und Armgeschmeide geziert zeigten sich die Mädchen und Frauen. Auch die hellere Gesichtsfarbe vor andern Arabern muß dem fremden Besucher auffallen; man erklärte sie uns damit, daß sie Nachkommen der Kreuzfahrer aus dem 12. Jahrhundert sein sollen.

Wieder kommen einige Araber die Straße herab; da bleibt ein blutjunger, schöner Bursche in zierlichem Kleide stehen und grüßt uns in ganz gutem Russisch. Ich antworte ihm, wir wechseln einige Fragen und Antworten und ziehen weiter. Dort springt uns eine Kinderchar entgegen, die so dreist und guter Dinge sind, daß sie bald mich, bald meinen Begleiter bei der Hand ergreifen und singend und springend uns umjubeln, als ob sie die Unsern wären und ihr Glück bezeugen müßten über unsre endliche Ankunft. Doch alles das geht nicht ab, ohne dabei um den üblichen „Badschisch“ zu betteln, ja, der mag am Ende wohl die Hauptsache sein. Kaum sind wir einige hundert Schritt in die Stadt hineingegangen, da umgeben uns eine Schar Araber, von denen uns jeder in seinen Laden einladet, um etwas von seinen Waren zu kaufen. Zulezt werden sie so aufdringend, daß sie uns am Arm, am Rockschöß ergreifen und jeder nach seiner eignen Richtung hincerren. Einige Energie indes und einige barsch gesprochene Worte bringen sie schnell in respektvolle Entfernung, ohne sie jedoch zum Schweigen zu vermögen. Der eine schreit dies, der andre das, immer einer den andern als Betrüger und dessen Ware als Rehricht usw. verunglimpfend. Aus dieser Lage half uns schließlich ganz unverhofft jener blutjunge Bursche. Er war uns langsam nachgefolgt

und hatte gehört, wie ich meine Unterredung mit ihm meinem Freunde ins Deutsche übersetzt hatte, und so drängte er sich durch die Menge und fragte uns in ganz leidlichem Deutsch, ob wir nicht etwa die Geburtskirche besuchen und uns die hiesigen Sehenswürdigkeiten ansehen wollten. Natürlich bejahten wir das. Er erbot sich nun aus freien Stücken, uns überall umher zu führen, und da er unser Vertrauen gewonnen hatte, waren wir sofort bereit, ihm zu folgen. Im Augenblick hatte er die Menge beschwichtigt und uns aus ihrer Mitte geführt, dafür wurde er denn auch tüchtig von den übrigen ausgeschimpft. Wir jedoch waren froh, diese lästigen Freunde so leicht los geworden zu sein.

Unser Führer brachte uns nun an ein uraltes, umfangreiches, steinernes Gebäude. Eine gründlich abgenutzte, niedrige Thür, kaum groß genug, einem einzelnen Manne gebücht Eingang zu gewähren, öffnete sich vor uns, und wir traten ein. Bald standen wir in der prächtigen Kirche, deren innere Architektur sich keiner europäischen Großstadt, selbst in diesem Jahrhundert, zu schämen braucht. Es war die von Konstantin dem Großen und dessen Mutter Helena erbaute Basilika über der Geburtsstätte unsers Herrn. Wer hätte das gedacht, ehe jene Thür sich uns geöffnet hatte, daß solch schöner Bau in diesen alten Mauern sich berge. Vier Reihen der schönsten rötlichen Marmorkolonnen zu je zwölf an der Zahl, liefen von diesem Ende in gleicher regelmäßiger Entfernung voneinander dem gegenüberliegenden zu und teilten somit die ganze Kirche in fünf Schiffe. Über den Kolonnen lagert der Dachstuhl, dessen Kreuz- und Querbalken entweder aus Cypressen oder Zedern Libanons sind. An den Wänden sieht man gut erhaltene Mosaikbilder, welche Begebenheiten aus der heiligen Geschichte darstellen. Der Fußboden ist mit großen Steinplatten belegt, die indes viele Sprünge aufweisen. Leider scheint es mit der Reinlichkeit nicht allzu streng genommen zu werden, da die schönen Säulen und Wände rundum ekelhaft beschmiert erscheinen, was aber keineswegs die besuchenden Pilger hindert, dieselben mit vielen Küffen zu bedecken.

Uns tönte hier ein schöner Gesang mit Orgelspiel entgegen, jedoch schien es, er käme aus der Ferne. Bald sollte sich die

Sache aufklären. Unser junger Araber führte uns durch einige Seitenthüren in einen geräumigen angrenzenden Saal, wo eine Menge katholischer Anbeter, meistens Araber, auf den Knien lagen und ein Priester die Messe celebrierte. Ich war wie gebannt, diese Söhne der Wüste, klein und groß, jung und alt, männlichen und weiblichen Geschlechts sich kreuzen und in voller Andacht beten zu sehen und zwar an der Stätte, wo einst das Wort Fleisch geworden war. Wie schwer lastete es anderseits aber wieder auf meiner Seele, daß diese Armen, die nun doch den kostbaren Namen des Herrn sich angeeignet, nichts mehr als nur einige Zeremonien, die auch nicht einmal einen scheinbaren Grund im Worte Gottes haben, kennen. O, daß ihnen bald sein Licht aufginge und diese vom „Reich Arabien“ Ihn lernten im Geist und in der Wahrheit anbeten! Ähnliche Seitenräume wie die Lateiner hier, haben noch die Griechen, Armenier und auch die Syrer. Kopten und andre Sekten haben noch einige kleine Winkel inne. Es geht da nach dem Sprichwort: Der Stärkste der Beste, der bekommt auch den größten und heiligsten Platz und ist deshalb auch fest überzeugt, er sei darum auch der Gott Angenehmste. Nirgends kommt auch nur im entferntesten der köstliche Grundsatz des erhabenen Oberhauptes: „Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebt es auch,“ unter all diesen Kirchen zur Geltung. Aus dem Grunde steht auch der große, vorhin gesehene, fünfschiffige, eigentümliche Kirchenraum völlig leer, keiner hält darin Gottesdienst, weil ihn jede der Parteien für sich beanspruchen würde und aus Furcht, daß es alsdann zum Faustkampf in der Kirche käme, was leider schon mehr als einmal der Fall gewesen ist, darf er nicht benutzt werden.

Der junge Araber war uns, während wir so in dieser römisch-katholischen Seitenkapelle standen, verschwunden. Wir sahen uns, nachdem wir an dem beschriebenen Anblick genug hatten, nach ihm in allen Richtungen um, konnten ihn indes nicht entdecken. Da schreitet, ehe wir's uns versehen, ein freundlicher Chorknabe in vollem Ornate auf uns zu und reicht uns jedem eine kleine Wachskerze hin. Ich war schon bereit zu protestieren, da ich nicht gekommen war, einen katholischen Gottesdienst mitzumachen, sondern die mir wichtigen Dinge in Augen-

schein zu nehmen, als mein Freund entdeckt, dieser Chorknabe ist niemand anders als unser Führer. Dieser aber redete uns zu, nur ja die Lichte zu nehmen, da wir sie sofort brauchen würden.

„Meine Herren,“ sagte der junge Mann, „ich führe Sie zunächst noch nicht nach der Geburtsgrötte, die ist unter dem gemeinsamen Hochaltar. Weil wir gerade an dem Gange uns befinden, der hinabführt zu dem heiligen Hieronymus, so wollte ich Sie zuerst dahinbringen; jedenfalls würden Sie ja doch nicht aus Bethlehem gehen wollen, ohne die Stätte gesehen zu haben, wo dieser Mann 34 Jahre seines Lebens zugebracht hat, und das wohl um so mehr, weil sie ganz dicht an die Höhle grenzt, in welcher unser Herr geboren wurde.“ Damit zog er uns mit sich an eine Treppe, die hinab in die untern Räume führte. Wohl war es mir zunächst nicht um Hieronymus in erster Reihe zu thun, dennoch ist der Mann wichtig genug, seiner in Ehrfurcht zu gedenken. Volle 13 Jahre soll er hier daran gewandt haben, die Heilige Schrift aus dem Urtext ins Lateinische zu übersetzen. Diese Übersetzung, die sogenannte Vulgata, war und ist bis heute seit dem vierten Jahrhundert an in der römischen Kirche die allein gültige und wird selbst dem Urtexte vorgezogen. Seine Wohnung hier unten bestand eigentlich aus mehreren Höhlen, die alle dunkel, ja, ganz finster sind, außer derjenigen, die man uns als den Raum bezeichnete, wo er seine Übersetzung zu stande brachte. Ein ziemlicher Lichtstrahl fällt in ihn durch eine Öffnung von oben. Es mag gegenwärtig vielleicht auch deshalb hier nur so dunkel sein, weil alles überbaut ist. Hieronymus hat indes seine langen Jahre der Einsiedelung hier nicht allein zugebracht. Mit ihm hatten sein treuer Freund Eusebius, sowie Paula und Eustochium, beide edle Römerinnen (Mutter und Tochter), das üppige Rom verlassen, um hier, wo ihr Heiland geboren war, zu leben und zu sterben. Pastor Nind citiert aus einem ihrer Briefe, den sie an eine Freundin in Rom über Bethlehem schrieben, folgendes: „In dem Städtchen Christi ist alles ganz anders als in Rom, alles ist hier ländliche Einsamkeit und nur die heiligen Psalmen unterbrechen das Stillschweigen. Wo du hinsiehst, hörst du Gottes Lob. Der Ackermann am Pfluge singt sein Halleluja. Der Schnitter,

dem der Schweiß von der Stirne tröpfelt, erquickt sich durch seine stärkenden Psalmen. Und wenn der Winzer mit seinem krummen Messer die Reben beschneidet, so tönt ein Lied Davids aus seinem Munde. Die Psalmen sind die einzigen Lieder in dieser Gegend. Die Hirten kennen kein andres Schäferlied und die Arbeiter keine andre Wehr gegen die Ungeduld, als einige Verse aus dem Psalter.“

Von hier stiegen wir wieder hinauf, um ins Querschiff zu gelangen, welches den Hochaltar nebst einigen Nebenaltären birgt. Der Hochaltar gehört den Griechen, und unter demselben befindet sich die Geburtsstätte. Zwei Marmortreppen, die eine rechts, die andre links vom Altar, führen in dieses unterirdische Heiligtum. Eine Menge silberner und goldner Lampen erhellen den ersten Raum, in den wir treten. Da, zur Rechten, in einer halbrunden Nische ist ein silberner Stern mit funkelnden Edelsteinen in den marmornen Boden derselben eingelassen. Er trägt die lateinische Inschrift: „Hic de Virgine Maria Jesus Christus natus est.“ (Hier wurde von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren.) Einige Schritte von dieser Geburtsstätte zur Linken, befindet sich eine zweite Nische. Dort befindet sich die Stätte, wo die Krippe gewesen sein soll, in welcher unser Herr zum erstenmal ruhte, nachdem er Mensch geboren, und wo Ihn die Hirten fanden und anbeteten. Die ursprüngliche Krippe soll von Kreuzzüglern nach Rom gebracht worden sein, während eine Marmorkrippe nun ihre Stelle ausfüllt. Diese Nische gehört den Katholiken, während jene erstere das Eigentum der Griechen ist. Diese ganze Höhle ist zum Teil entweder mit Marmor ausgelegt oder mit Seidenteppichen oder reichlichen Goldbrokaten ausgeschlagen.

Diesmal war es hier unten sehr belebt. Eine große Anzahl Männer und Frauen, besonders aber letztere hatten die engen Räume gefüllt, so daß man sich nur mit großer Mühe weiterbewegen konnte. Die meisten waren voll inbrünstiger Andacht und da zu derselben auch das Anzünden der Wachskerzen gehört, war es hier fast taghell, aber auch unerträglich heiß.

Daß hier auch Seelen herkommen, die das tiefste Herzensbedürfnis nach Vergebung mitbringen und mit Thränen Befriedigung suchen, davon bekam ich einen unvergeßlichen Ein-

druck. Eine Pilgerin war es besonders, die verzweiflungsvoll um Ruhe und Frieden rang, und dabei bald aus einer Ecke in die andre auf den Knieen rutschte, wobei ihr Schluchzen und Weinen immer herzerreißender wurde. Wie jammerschade, daß sie es nicht wissen, und man es ihnen da nicht sagen konnte, daß die Schuld, und gerade diese erkannte und drückende, getilgt und die Erlösung schon längst durch eben diesen Jesum, der einst hier Mensch geboren ward, geschehen ist und der Sünder nun kein andres Opfer zu bringen hat. Wie froh, wie beruhigt würden sie, sobald sie das im Glauben ergriffen, von dannen gehen!

Als ich so über diese Szene sinnend mich ein wenig ins Halbdunkel zurückgezogen hatte, um noch besser zu beobachten, machte mich mein Freund auf einen dicht hinter mir stehenden türkischen Soldaten aufmerksam. Mit blankem Gewehr und Bajonett hielt er hier Wache. Fast empörend wird solche Entdeckung an dem Orte, wo einst der Friedefürst geboren ward, unter dessen Herrschaft des Friedens kein Ende sein soll, weil all die Schwerter zu Pflugscharen und die Spieße zu Sicheln gemacht werden sollen. Doch empörender ist, wenn man erst vernimmt, daß er nicht aus dem Grunde dasteht, um die Macht der türkischen Herrschaft zu repräsentieren, sondern um diese Scharen, die sich als Jünger des Friedensfürsten ausgeben, zum Frieden untereinander zu zwingen. Es ist leider eine unleugbare, traurige Thatsache, daß es an dieser Stätte noch in jüngster Zeit nicht nur blutige Köpfe, sondern sogar Tote gegeben hat; jedermann redet hier ganz frei davon, als ob das gar nichts zu sagen habe. Oftmals geschieht es, wenn sich die Griechen mit den Lateinern voller Feindschaft um die Rangherrschaft streiten, sie einander sogar mit den hier celebrierten Gottesdiensten befehden, indem eine Partei singend und prozessierend daherzieht, um die andre, die eben ihren Gottesdienst abhält, zu verdrängen. Solche Gottesdienste und überhaupt die ganze Art und Weise, wie den Mohammedanern das Christentum hier zur Anschauung gebracht wird, das ist doch das Empörendste von allem.

Was nun die Echtheit dieser Stätte betrifft, so läßt sich wohl wenig dagegen einwenden. Wir Abendländer denken,

wenn wir lesen, der Herr wurde nach seiner Geburt in eine Krippe gelegt, sofort an einen für das Vieh aufgeführten Schoppen oder Stall. Wenn man sich jedoch erst ein wenig im Morgenlande umgesehen hat, wird man bald inne, daß man dort nicht daran denkt, Ställe für das Vieh zu bauen. Höchstens hat man Hürden, d. h. Umzäunungen aus Steinen auf den Feldern, die zum Schutz gegen die reißenden Tiere dienen. Muß sich der Hirte oder Reisende vielleicht einmal des Unwetters wegen mit seinem Vieh unter Dach flüchten, so sucht er die erste beste, sich hierzu eignende Höhle am Wege auf und ist es eine ihm gar wohl bekannte, wie die hier in Bethlehem gewesen sein mußten, dann um so lieber. Viele von ihnen sind auch ganz bequem für diesen Zweck, und in mehreren, die ich besah, fanden sich Überbleibsel von Futter, Dünger und die Fußstapfen des Ochsen- und Eselhufs, sowie kleine Aschenhaufen, die Zeugnis davon ablegten, man habe hier genächtigt, vielleicht sein Brot gebackt und sich gewärmt. Daß man bei Bethlehems Weideplätzen solche geeignete Höhlen nicht nur oft benutzt, sondern auch wohl dürftig eingerichtet haben mag, ist mehr als wahrscheinlich. Für mich ist es wenigstens viel gewisser, daß unser Herr in einer dieser Höhlen geboren ist, als in einem nach europäischem Stile gedachten Stalle.

Wir hatten unsern Rundgang vollendet; was gab es hier noch wichtiges zu sehen? Unser Führer erinnerte uns an das Hirtenfeld, auf dem in jener Nacht die frohe Kunde von des Herrn Geburt zuerst aus Engelsmunde verkündigt worden war; aber zugleich machte er uns darauf aufmerksam, wie es uns kaum möglich sein dürfte, den Spaziergang dorthin zu machen, weil er doch beinahe eine Stunde für den Hinweg und ebenso viel für den Rückweg erfordern würde. Er schlug deshalb vor, mit ihm den unlängst erbauten Kirchturm auf dem griechischen Kloster zu ersteigen, von wo aus das Land umher besehen werden könnte. Natürlich gingen wir auf diesen Vorschlag ein, da wir schon etwas müde und der Rückweg nach Jerusalem vor uns lag, konnten wir ohnehin nicht daran denken, überflüssige Wege zu machen. Schnell stiegen wir die Stufen der Terrasse des Klosters hinan und dann auch die des Turmes. Welch prächtige Aussicht ringsum! Doch vor allem blieben

unsre Augen auf dem weiten Felde im Süden von der Stadt ruhen. Dort unten in einer nicht allzu großen Umzäunung steht eine ziemliche Anzahl Olbäume, sie sollen die Stätte bezeichnen, wo der Engel des Herrn erschienen sein soll. Ob dies gerade der Ort oder nicht, ob ein paar hundert Faden näher oder weiter, kommt meines Erachtens kaum in Betracht; man empfängt bei ein wenig Nachdenken den Eindruck, auf diesem Felde muß es geschehen sein. Denn hier im Norden wird es von den Stadthügeln begrenzt, im Westen und Süden reicht es bis zu den sich erhebenden Bergen hinan und nach dem Osten wird es durch ein schroff abfallendes Thal abgeschlossen. Ein andres Feld ist nirgends zu sehen, es sei denn, man schweifte weit aus der Umgegend Bethlehems hinweg. Hier also waren die Herolde des rechtmäßigen Herrn und Königs dieser Welt erschienen, um die im stillen geschehene Geburt desselben laut mit himmlischem Lobgesang zu verkündigen. Hier mußte sich dieses Thal den armen Hirten zu einem himmlischen Paradies umgestalten, weil jene Botschaft ihnen und allem Volke große Freude verhieß. Und, Gott sei Dank, wir alle genießen bis zu dem heutigen Tage die Wirklichkeit dieser Verheißung in reichem Maße.

Mit besonderm Wohlbehagen ruhten wir ein Viertelstündchen auf dem Turme versunken in den Bildern, die sich auf diesem Felde abspielten. Ruth, die Ahrenleserin, und Boas mit seinen Schnittern, Isai mit seinen sieben Söhnen und der achte mit seiner Herde, der kleine David, sie alle zogen an meinem Geiste vorüber. Sie sind nicht mehr, sie sind hingegangen zu ihren Vätern, aber einer, der auch einst an diesem Orte in unserm Gewande die Welt betrat, der auch scheint dahingegangen zu sein, Jesus Christus, Er ist, Gott sei ewig gepriesen, gestern und heute und in Ewigkeit derselbe.

Da die Zeit es dringend forderte, stiegen wir hinab, um noch in eins der Gewölbe zu gehen, wo wir die Industrie der Bethlehemiten besehen wollten, und womöglich etwas zum Andenken zu kaufen. Selbstverständlich besuchten wir das unsers Führers. Hier fanden wir eine Menge Perlmutter- und Korallenarbeiten, wie Broschen, Medaillons, Hemdenknöpfe, Papiermesser, kleine Löffel, Kruzifixe, Rosenkränze usw. An Auswahl

fehlte es nicht. Auch fanden sich Becher, Tintenfassier und dergl. aus dem schwarzen Asphalt des Toten Meeres vor. Wir kauften einiges und zogen dann munter unsre Straße heim nach Jerusalem, völlig zufrieden mit allem, was wir haben sehen dürfen.

12. Bethanien.

Es giebt der anmutigen und anziehenden Stätten in und um Jerusalem so viele, daß man eigentlich nicht weiß, welcher man den Vorzug geben soll. Unter ihnen nimmt gewiß für den bibelfundigen, gläubigen Christen Bethanien nicht die letzte Stelle ein. Nicht etwa seiner schönen Lage, seiner Stille und anderer Eigenschaften wegen, die ihm noch mit Recht zugelegt werden könnten; sondern vielmehr um der uns aufgezeichneten Begebenheiten willen, die sich hier zutragen, ist es uns köstlich. Und vielmehr erhöht das vor allem seinen Wert, daß alles, was von Bethanien erzählt wird, sich ganz allein um Ihn, den Geliebten, gruppiert. Wird uns doch weder etwas von den Erzvätern, den Propheten des Alten Testaments, oder den Aposteln in Verbindung mit diesem Orte erzählt, sondern der Herr ist hier der Mittelpunkt, und die noch neben Ihm hervortretenden Personen sind eigentlich nur die Gegenstände seiner Liebe und damit die Veranlassung zu seiner Verherrlichung.

Erinnern wir uns zurück an die Geschichte, so suchen wir in und um Jerusalem vergeblich danach, was wir in Bethanien finden; nirgend außer hier ein „Haus, wo man Ihn aufgenommen, den werten Seelenfreund, Herr Jesus Christ,“ wir finden nicht einmal, daß Ihn irgend ein Pharisäer oder Schriftgelehrter zu irgend einer Zeit daselbst zu Gaste geladen hat! Er ist zwar das Osterlamm und setzt das heilige Abendmahl in Jerusalem ein, aber in den „großen gepflasterten Saal“ ladet man Ihn nicht, sondern Er bestellt ihn sich selbst. In Bethanien hingegen, da fand Er Raum, ein Haus, in welchem man Ihn gern sah, wo „unter allen Gästen, die da kamen, Er der Gefeiertste und Liebste“ war. Dort vollbrachte Er auch das größte und herrlichste Wunder, von dort aus zog Er hinauf, um seinen Einzug als König in Jerusalem zu halten, dort ward Er zu seinem Begräbnis von Maria gesalbt, und die letzte Nacht in der letzten Woche seines Lebens auf Erden brachte Er daselbst zu. Somit war der Weg, den wir heute

einschlügen, durch die letzten allabendlichen Gänge des Herrn nach und die Morgengänge von Bethanien noch besonders geheiligt.

Nun, dieser Weg führt bekanntlich über den Ölberg. Mit meinem Leipziger Freunde brach ich dann auch am Nachmittage des Tages nach unserm Besuche in Bethlehem dorthin auf. Wir mußten auch diesmal wieder am Garten Gethsemane vorüber, und es fügte sich, daß wir die sonst verschlossene Pforte offen fanden. Natürlich benutzten wir diese Gelegenheit und traten ein, um eine stille halbe Stunde da zu weilen, wo in der letzten der Erdennächte des Menschen Sohnes das Gehorsamsein „bis zum Tode, ja, zum Tode am Kreuz“ sich entschied. Er war ja unter allen Umständen des Lebens bis dahin dem Vater vollkommen gehorsam gewesen, denn Er war vom Himmel gekommen, nicht daß Er seinen Willen thue, sondern den Willen Des, der Ihn gesandt hatte. Aber unter all den Schwierigkeiten und Leiden war doch der Tod und der Ihm zuge dachte, schmachvolle Kreuzestod der Gipfelpunkt. Er, der Heilige und Gerechte, in dem keine Ursache des Todes sich vorfand, der somit ohne zu sündigen, wollen konnte, nicht zu sterben, unterwarf auch hier diesen seinen heiligen Willen unbedingt dem Willen des Vaters, indem Er auch diesen Kelch zu trinken freiwillig beschloß, als er rief: „Doch nicht wie ich will, sondern wie Du willst.“ So ist Er denn auch geworden „eine Ursache zur ewigen Seligkeit allen, die Ihm gehorsam sind.“ (Hebr. 5, 9.)

„Wie heilig ist diese Stätte!“ so hätten wir auch ausrufen mögen, als wir, dieser herrlichen Thatfachen gedenkend, zu der kleinen Pforte eingingen. Jedenfalls, das möchte ich gleich von vornherein bemerken, ist der ehemalige Garten Gethsemane größer gewesen, als der heutige, welcher von katholischen Mönchen angekauft wurde und gepflegt wird; doch das war uns kein Hindernis, all jener Segnungen, die uns aus jenem hier errungenen nächtlichen Kampfe zufließen, zu gedenken und sie zu genießen. In dieser Umzäunung nun fand ich mich im ersten Augenblicke recht enttäuscht, denn vor unsern Augen lag mit einem Male, was wir nicht erwartet hatten, ein echt europäischer Blumengarten. Alle Sorten, vom einfachen Grasband bis zur

prunkvollen, morgenländischen Lilie und der königlichen Rose in allen Farben, sind hier vertreten und werden sorgfältig gepflegt. Sie ziehen indes als alte Bekannte unsre Aufmerksamkeit nur für einen Augenblick auf sich. Dort, jene alten Greise von Öl-bäumen fesseln uns sofort und machen uns staunen. Es giebt deren, wenn ich mich recht erinnere, acht Stück in diesem Raume und ist jeder noch besonders mit einem Gitter eingezäunt. Sie sind jeder von einem Umfange, den drei Mann vielleicht nur im Stande sein dürften zu umspannen, und zeugen somit von einem Alter, dem kaum noch irgendwo in Palästina ein anderer Ölbaum nachkommen mag. Leider sind sie bereits innen völlig hohl; ja, die so stehengebliebenen Rindenwände mit nur verhältnismäßig wenigem Kernholz sind bei manchem dieser Bäume in zwei, drei bis vier Teile geborsten. Wie viele Jahrhunderte an ihnen vorübergegangen sein mögen, vermag uns niemand zu sagen; nur soviel ist jedenfalls gewiß, daß sie kaum die Kinder, vielleicht aber doch die Enkel jener Öl-bäume sind, die Ihn, den Heiland der Sünder, unter ihrem Schatten ringen gesehen haben. Ehrfurchtsvoll schauen wir zu ihnen hinauf, nicht nur ihres Alters wegen, sondern vor allem, weil sie, gleich Überbleibseln von zerfallenden Ruinen, jetzt während der Blütezeit auch voller Blüten prangen und auch für dies Jahr reiche Frucht verheißen, und so uns Kindern Gottes zum anspornenden Vorbild dienen können.

Alle übrige Ausstattung des Gartens ist von weniger Interesse, da, wie gesagt, überall die Überlieferung und Erfindung sich der Orte und Gegenstände bemächtigt hat. So sind zum Beispiel die wichtigsten Momente jener schauerlichen Nacht in Bildern dargestellt. Dort, seht ihr, kam die Schar und die Ältesten mit Schwertern und Stangen daher; hier fielen sie auf die Frage des Herrn zu Boden; hier gab Judas dem Herrn den heuchlerischen Kuß, hier schlug Petrus dem Malchus das Ohr ab und der Herr heilte ihn, an einer andern Stelle wurden seine Hände gebunden und außerhalb, vor dem Eingang in die Pforte, sollen die drei Jünger auf dem Felsboden gelegen und geschlafen haben und dergleichen mehr.

Innig froh, diese Stätte auch betreten und gesehen zu haben, ziehen wir weiter den Ölberg hinan, doch nicht bis zu seinem

Gipfel, sondern nur bis zur Höhe, wo sich die letzte der vier Bergkuppen durch den dazwischenliegenden Sattel angliedert. Über diesen Sattel führt denn auch der Weg nach Bethanien. An der niedrigsten Stelle desselben soll ehemals Bethphage gelegen haben. Noch vor kurzer Zeit zeigte man Überreste in Gestalt zerfallener Ruinen von letztem Flecken, nun bauten die Lateiner fleißig an einem Gebäude, das, wer weiß, vielleicht die Stätte verewigen soll, wo die Jünger die Eselin mit dem Füllen angebunden fanden und loslösten (?).

Von hier wendet sich der Weg in kurzer Biegung östlich dem Jordanthale, das, wenn auch in beträchtlicher Entfernung, doch offen vor einem daliegt, zu, um sich sofort dem Süden zuzukehren und dann an der hintern Abdachung der oben erwähnten vierten Bergkuppe abwärts dem Thale zuzueilen. An dieser Stelle wird er am anmutigsten, und wenn die Zeit nicht gedrängt hätte, wäre ich gewiß wiederholt hierher geeilt. Eine Menge der schönsten Oliven beschattet die abschüssige Bahn. Weiter unten seitwärts finden sich auch hier und da einzelne Feigenbäume, die wohl im Stande sind, uns die Verfluchung jenes unfruchtbaren Feigenbaumes auf eben diesem Wege ins Gedächtnis zu rufen. Noch ehe wir hinunter gelangen, sehen wir das ganz in Grün gehüllte Dorf Lazari, wie es die Araber noch heute nennen, vor uns liegen. Eine gewaltige Ruine, wahrscheinlich aus der Zeit der Kreuzfahrer, thut sich aus den kleinen Hütten besonders hervor.

Raum sind wir an die ersten Häuschen gelangt, da tritt uns ein hochgewachsener, aber in Lumpen gekleideter Araber entgegen, grüßt und streckt uns seine Hand zum Willkommen hin, und wir reichen ihm die unsern, als ob wir von lange her alte Bekannte wären. Indem ich ihm aber die seine schüttelte, fällt mir der Verlust einiger Finger an derselben auf und ich wundere mich, wie er dazu gekommen sein mag, in einem Lande, wo Maschinen etwas Seltenes sind und es kaum stärkere Fröste giebt, und sie ihm somit weder abgerissen, noch abgefroren sein könnten. Für diesen Augenblick ließ ich ein näheres Nachdenken darüber anstehen, doch den Tag danach erfuhr ich, ich hätte einem Aussätzigen die Hand geschüttelt. Und als mir bald darauf vom starken Sonnenbrand die Haut von den Fingern

plagte und loschälte, kann sich ein jeder denken, was ich in meiner Unwissenheit gedacht habe. Wie, wenn ich angesteckt, wenn ich aussäßig geworden wäre!? — Nun unser Araber drängte uns alte, verrostete Münzen auf, die er gefunden haben wollte, ein Handelsartikel in Palästina und Aegypten, der einem auf Tritt und Schritt angeboten wird. Wir suchten ihn um jeden Preis los zu werden, was uns jedoch nicht gelingen wollte. Doch bald kam Hilfe. Ein anderer alter, ehrbarer Araber erschien, der Scheich von Bethanien, vor dem dieser sofort unterthänigen Respekt bezeugte. Nach einigen ernstern Worten des Scheichs war jener schnell verschwunden.

Doch waren wir nun nicht viel besser dran; waren wir jenen los, so hatten wir's jetzt mit diesem zu thun. Zuerst erbot er sich, uns das Grab Lazarus zu zeigen. Nun, wer wäre wohl in Bethanien gewesen, ohne diese Stätte gesehen zu haben, wo der Herr allen seinen Wundern die Krone aufsetzte? Mein Freund und ich waren deshalb auch sofort einverstanden. Schnell rannte der Alte hinweg und brachte nach einigen Minuten einen großen Schlüssel und drei kleine Wachslöcher. Dann führte er uns an eine alte Bretterthür, welche in eine Art Erdkeller zu führen schien. Er zündete die Lichte an, öffnete die Thür, stieg dann vor uns hinab ins Dunkle und wir folgten ihm. Die Stufen waren sehr steil und zum Teil ausgebrochen, so daß ich einige Male in Gefahr stand, hinabzufallen, nur durch das Stützen auf die dargebotene Hand des Scheichs, gelang es uns schließlich, heil unten anzukommen. Hier standen wir denn in einem Raume vielleicht $1\frac{1}{2}$ Faden im Quadrat und 2 Faden hoch. Er war keineswegs wie die übrigen alten Gräber der reichen Juden in den Fels gehauen, sondern aus Kalksteinstücken erbaut worden. Dies war jedoch noch nicht die Stätte, wo Lazarus gelegen haben soll, sondern nur die gemeinsame Halle, wie sie sich in andern Familiengräbern auch finden. Zu jener Stätte mußten wir uns noch bequemen, einige Stufen niedriger zu steigen und dann durch eine horizontale, wenigstens fünf Fuß lange Öffnung (eigentlich ein enges Loch) auf den sogenannten „allen Bieren“ hindurchzukriechen. Dahin gelangt, befanden wir uns in einer ganz engen Kammer, in der sich eine Art Krippe von einer Manneslänge, aus Steinplatten gebildet,

vorhand, welche uns als das Grab Lazarus' bezeichnet wurde. Inwiefern das alles echt oder nicht echt war, konnten wir selbstverständlich nicht entscheiden und Leute, die sich seit Jahrzehnten in Jerusalem aufhalten und sich für diese Dinge interessieren, auch nicht. Eins nur war vollkommen sicher, daß wir uns wirklich in dem Orte Lazarus', Marthas und Marias befanden. War dies wirklich das Grab Lazarus' und jene Kammer die Stätte, da man ihn hingebettet, so kann man wohl sagen, daß hier zwei Wunder geschahen, als Jesus den Toten mit seiner Allmachtsstimme zum Leben rief. Eins war seine Auferweckung, das andre das Herauskommen Lazarus'. Und vielleicht wollte der Herr auf letzteres aufmerksam machen, als Er nicht rief: „Lazarus, stehe auf!“ sondern: „Lazarus, komm heraus!“ Ich dachte noch im Innern jener Kammer, hätte uns jemand dort Hände und Füße in Grabtücher gewickelt, wir würden nie das Tageslicht mehr erblickt haben, selbst wenn das Hinauskommen auch nur halb so schwierig gewesen wäre.

Nachdem wir ins Freie gelangt waren, gab mein Begleiter dem Araber das Trinkgeld. Er wünschte uns jedoch auch noch Marthas Haus zu zeigen. Sofort schickte er seine Frau mit einem andern großen Schlüssel, die eine große Holzhür in einer alten zerfallenen Mauer aufschloß. Hier war leider kein Haus zu sehen, aber einige Fundamentsteine, die ein Viereck von zwei bis drei Faden im Quadrat bildeten. In diesem Viereck lag eine große Menge Schutt, aus dem Granatäpfelbäumchen und Dornsträucher sproßten. Das war alles.

Wir hatten alles gesehen, was überhaupt biblisches in Bethanien gezeigt werden konnte. Auf dem eben geschilderten Wege eilten wir wieder zurück nach Jerusalem, unterwegs am Abhange des Ölbergs Feldblumen sammelnd, die wir dann in unsern Büchern, statt einer Blumenpresse, glatt drückten, um von diesem Gange den Unsern ein kleines Andenken mit heimzubringen.

13. Morijah oder der Tempelplatz.

Bei all den bis jetzt beschriebenen Stätten hatten wir keine Schwierigkeiten bezüglich der Besichtigung derselben; anders war es mit Morijah. Ohne eine besondere Erlaubnis vom Pascha

zu Jerusalem, darf man seinen Fuß nicht auf diesen, auch für die Mohammedaner besonders heiligen Boden setzen. Diese Erlaubnis selbst ist eine neuere Errungenschaft der Westmächte, die sie in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts erwarben. Vordem war keinem „Ungläubigen“ der Genuß gewährt worden, an der Stätte zu stehen, wo einst der Mittelpunkt des geistlichen Lebens Israels, der Tempel Salomos, geprangt hatte. Selbst der hochangesehene Tischendorf, welcher mit verschiedenen kaiserlichen und königlichen Empfehlungen für seine gelehrten Forschungen versehen, in den vierziger Jahren den Orient bereiste, konnte seine Sehnsucht, den Tempelplatz zu betreten, nur insoweit befriedigen, daß er von dem platten Dach eines benachbarten Hauses sich das Ganze etwas genauer ansah, als es vom Ölberge aus geschehen konnte. Gegenwärtig haben sich die Besucher an ihre betreffenden Konsule zu wenden, welche sich ihrerseits mit dem Pascha verständigen, der dann die Zeit bestimmt und einen Soldaten zum Schutze gegen etwaige Fanatiker absendet; der Konsul giebt alsdann der Partie seinen Kawas mit und so haben sie freien Zutritt.

Mein Leipziger Freund hatte gleich bei seiner Ankunft dem deutschen Konsul einen Besuch gemacht und dieser hatte ihm die Zusage gegeben, die Sache zu ordnen. Am Tage darauf kam dann auch der Kawas desselben mit der Botschaft, daß der Pascha sich entschuldigen lasse, den Besuch nicht schon heute abstaten lassen zu dürfen wegen des Bairamfestes, welches an diesem Tage schließe und dieser deshalb ein hervorragend großer Feiertag sei, doch könnten wir morgen 8 Uhr alles in Augenschein nehmen. Am andern Morgen erschienen denn auch der Soldat und Kawas pünktlich zur bestimmten Stunde im Hospiz und wir gingen sofort mit ihnen.

Vom Hospiz durch einen Teil der Via dolorosa und einer andern nach Osten führenden kleinen Straße gelangten wir in kaum zehn Minuten an einen weiten ebenen Platz, der ringsum von einer hohen Mauer eingefast war. Die östliche und südliche Seite derselben gehört zur Stadtmauer und ist ein Teil von ihr. Diese große Fläche soll nahe an fünfhundert Meter lang und über dreihundert Meter breit sein; sie ist durch schöne Granitquadersteine geebnet und nimmt den fünften Teil des

ganzen Stadtareals innerhalb der Mauer ein. Es ist somit eigentlich nicht eine Bergesspitze, zu der wir gekommen, sondern eine geebnete Fläche gleich einem Tisch; sie ist, wie wir später Gelegenheit hatten zu sehen, mit großen Kosten und enormem Arbeitsaufwand um den Gipfel des Morijah herum künstlich hergestellt worden. Eine Menge uralter, riesiger Pfeiler, man sagte uns hundert und zwanzig an der Zahl, von denen uns indes nur einige gezeigt werden konnten, tragen das Ganze und schufen diese Ebene für den Tempel, seine Höfe und Vorhöfe. Die Araber nennen diesen ganzen Platz „Haram-es-Scherif“, das heißt die heilige, berühmte Stätte.

So sah der Morijah allerdings nicht immer aus. Als ihn Abraham mit seinem teuren Opfer, seinem Sohne Isaak, erklomm, um hier den höchsten Beweis seiner alles überragenden Liebe zu Gott Ausdruck zu geben, wucherten auf steilen, kahlen Felsen höchstens Dornbüsche, wie sie gegenwärtig noch an dem nahen Kidron wachsen. Wie dicht sie gestanden haben mögen, dürfen wir wohl aus dem Umstand schließen, daß der den Isaak ersiegende Widder sich so in dem Dickicht verwickelt hatte, daß ihn Abraham von da einfach nehmen und zur Opferstätte bringen konnte. Und als David während der in Israel wütenden Pest den Engel des Herrn an dieser Stätte gewahrte, befand sich die Dreschtenne Arafnas hier, welche David dem Jebusiterkönig um fünfzig Sckel Silber abkaufte und dann dem Herrn einen Altar erbaute. (2 Sam. 24.) Von da ab war denn auch die Stätte gefunden, wo dem Namen des Herrn ein Haus gebaut werden sollte, und sehr bald darauf führte Salomo seines Vaters Plan aus. Sieben Jahre lang baute er an dem herrlichen Tempel (1 Kön. 6, 38), den der Herr dann bei der Eröffnung dadurch sich weihte, daß Er ihn mit seiner Herrlichkeit so erfüllte, daß die Priester nicht stehen konnten und des Amtes pflegen vor der Wolke. (1 Kön. 8, 10. 11.) Welch erhebender Gedanke war dies, als wir diesen Raum beschauend dastanden und ich mich dieser Gottes-Offenbarung erinnerte!

Doch nicht viel mehr als vierhundert Jahre stand dieser kostbare Bau. Nebukadnezar zerstörte ihn und führte die heiligen Geräte hinweg. Mit dem Untergang dieses Tempels verschwand auch der erhebendste Schmuck des Allerheiligsten, die Bundes-

lade Israels für immer. Ein neuer Tempel entstand siebenzig Jahre später, aber die zurückgekehrten alten Juden, welche den ersten gesehen hatten, meinten laut, wenn sie diesen Neubau mit dem alten verglichen. Doch auch dieser war noch nicht der letzte. Kurz vor der Geburt unsers Herrn erbaute der König Herodes den dritten und herrlichsten Tempel, den die Welt je gesehen hat; doch nur die äußere Pracht war so großartig, innen fehlte sowohl die Bundeslade, wie die Herrlichkeit des Herrn. Und trotzdem Er, der Sohn Gottes, in Person oft seine Räume betrat, nannte Er ihn anfangs ein Kaufhaus (Joh. 2, 16), und da im Laufe seiner Wirksamkeit keine Umkehr des Volkes stattfand, ging es tiefer hinab mit dem Hause, so daß Er es zum Schluß eine Mördergrube nennen mußte. Die Pracht seiner Bauart und der große Wert der hier angewandten Schätze fanden keine Gnade in den Augen Gottes, nachdem seine Besucher ihn entheiligt hatten; sondern der Herr sagte es ernst und feierlich selbst den Bewunderern unter seinen Jüngern heraus, daß hier nicht ein Stein auf dem andern bleiben solle, der nicht zerbrochen werden solle. Wir alle wissen, wie Er gesagt hatte, so geschah es. O, es ist eine schauerliche und warnende Wahrheit, daß nicht die gegebenen schönen Namen dem Hause seinen Charakter verliehen (dieses Haus hieß ja: das Haus des Herrn, Tempel des Herrn, Bethaus aller Völker), sondern die Besucher und Bewohner desselben!

Dieser Tempel wurde dem Untergang durch die Römer geweiht, und an seiner Stelle floß damals das Blut der Juden in Strömen. Unter Kaiser Hadrian ward ein vierter Tempel hier aufgeführt, aber er galt nicht mehr Jehovah, sondern dem Gözen Jupiter. Ein Versuch des abtrünnigen Kaisers Julian, noch einmal einen jüdischen Tempel an dieser Stelle zu erbauen, mißlang, wie uns die Geschichte berichtet; aber etwas mehr als zweihundert Jahre nach diesem Versuch wurde von dem Kalifen Abd al Malik der gegenwärtige Felsendom oder die Omar-Moschee aufgeführt, die in der Kreuzfahrerzeit als christliche Kirche benutzt und späterhin wieder von den Mohammedanern in Besitz genommen wurde.

Nicht wahr, welche Kette von gewaltsamen Veränderungen schließt sich hier an dieser Stätte zusammen, in der sich, erst

einmal von einem herrlichen Gliede angefangen, alle herrlichen bis zum herrlichsten aneinanderreihen, und dann wieder umgekehrt die Glieder des Unheils und Verderbens in absteigender Richtung folgen! Man denke zuerst nur einmal an den ersten Altar, den Abraham hier baute, und die Genugthuung, die Gott vom Menschen und dem Menschen von Gott hier wurde; dann an den Altar Davids, an dem der Herr versöhnt und David Vergebung zu teil wurde; ferner an den Tempel Salomos mit der Herrlichkeit des Herrn und wie zu ihm die Stämme des Herrn im Jahre dreimal mit Preis und Lobgesang aus dem ganzen Lande heraufzogen; man vergesse auch nicht die Schar der Könige und Propheten, welche, wie Jesus sagt, „sehen hätten mögen“, was seine Jünger sahen — waren sie nicht hier aus- und eingegangen? Und schließlich kam Er, der Engel des Bundes, den sie begehrten, zu seinem Tempel, um in seinen Hallen zu wandeln, zu lehren und völlige Erlösung anzubieten. Welch ein erhabenes Bild giebt das, wenn so das Ganze im Geiste vor der Seele steht! Wie es indes einerseits herrlich hinaufging, ging es anderseits traurig hinab. Da kamen anfänglich erst die wiederholten Zerstörungen durch die Heiden gleichsam als erste Warnung, dann folgte der Aufbau eines heidnischen Gögentempels, endlich dieser mohammedanische Dom, und es ist das noch nicht das Ende. Noch wird an dieser Stätte stehen der „Greuel der Verwüstung“, wenn der Antichrist im Tempel Gottes sitzen wird und vorgeben, er sei Gott.

Dieselben Stufen bis zur vollständigsten Klimax hinan gehen auch die Schrecknisse und Grausamkeiten, die als Strafgerichte Gottes hier vollbracht wurden. Israel ward furchtbaren Grausamkeiten ausgesetzt, als Nebukadnezar Jerusalem eroberte; aber was war das gegen die Zerstörung Jerusalems durch die Römer! Wer hat je irgendwo etwas Schrecklicheres gelesen? Und doch, die große Trübsal, die noch kommt, wird alles andre übertreffen!

Ja, lieber Leser, so stumm und still die Stätte war, die wir hier betraten, so laut predigte sie, so gewaltig redeten diese Steine zu mir, und ich mußte eigentlich nicht, welchen Gefühlen ich den Vorrang geben sollte, ob denen der Freude, der Anbetung und des Preises, oder denen des Mitleids, der Trauer

und der Wehklage. Gegenwart und Zukunft drängten einst unsern Herrn zu letzteren und fast möchte ich sagen, mir ging es ähnlich, da die weit dahinten liegende, herrliche Vergangenheit, das Dunkel der trübseligen Gegenwart und Zukunft nur noch stärker hervortreten machte. Doch, Gott sei ewig Dank, bei diesem Gedanken brauchen wir nicht stehen zu bleiben! Es glänzt ja hinter der schwärzesten und bedrohlichsten der Wolken ein ewig ungetrübter Sonnenschein, der sofort hervorbricht, wie der letzte Pfeil des Hornes Gottes sich entladen haben wird und zwar hervorbricht, um nie, nie, nie wieder unterzugehen.

Und nun zur Beschreibung dessen, was wir auf diesem weiten Raum vorfanden. Da, ganz direkt vor uns, erhebt sich auf vorhin beschriebener Ebene eine 15 Fuß hohe, 550 Fuß lange und 450 Fuß breite Plattform, zu der hinauf von allen vier Seiten prächtige, blauweiße Marmorstufen führen, welche mit schönen Spitzbögen überwölbt sind. Wir steigen diese Stufen hinan und finden hier oben auch alles mit ähnlichem Marmor getäfelt. Auf dieser Plattform erhebt sich die vorhin erwähnte Omar-Moschee oder Kubbet es Sachra, das heißt Felsendom, wie auf einem Piedestal. Der erste Anblick ist überwältigend. Sowohl die Bauart wie die Großartigkeit und Schönheit, in unmittelbarer Nähe gesehen, wirkt überraschend. Ein regelmäßiges, riesiges Achteck, von denen jede der acht Seiten zwanzig Meter lang ist, erhebt sich mehr als drei Stockwerke hoch vor uns. Die Spitzbogenfenster, deren es je sieben in jeder dieser Seiten giebt, zählen wohl über hundert kleine, in allen Farben des Regenbogens gehaltene Glasscheiben, durch welche die hier so selten getrübte Sonne ihre Strahlen mit voller Kraft in das Innere dieses mohammedanischen Tempels wirft und die dann auf den Eintretenden einen bezaubernden Effekt ausüben. Wie bunt die Scheiben, so sind fast auch die Wände. Von unten zwar sind sie aus Marmor, aber weiter oben aus glasierten Ziegeln, die diesen Wänden durch ihre musterhaft zusammengelegten, lebhaften Farben eher das Ansehen eines persischen Teppichs geben. Auf diesem Achteck folgt dann ein Rundbau von beträchtlicher Höhe mit ähnlichen Fenstern und Wänden, welcher dann die mächtige Kuppel von 110 Fuß Höhe und 80 Fuß Durchmesser trägt. Hoch über der Kuppel

prangt triumphierend das Zeichen des Islams, der aufgehende Halbmond.

Treten wir nun in das Innere dieses Baues. Doch ehe wir das wagen dürfen heißt es: „Ziehe deine Schuhe von deinen Füßen.“ Wie wenig wir auch daran gewöhnt sind, dies zu thun, so sind wir doch bald damit fertig und an Stelle unsrer Schuhe haben wir ein Paar türkische weiche Lederpantoffeln angelegt, damit wir nicht auf dem kalten Marmor in Strümpfen einherlaufen müssen. Wir lassen unsre Stiefel ruhig draußen und schreiten zur Thür hinein. Innen ist alles feierlich stille, kein einziger Anbeter ist heute gegenwärtig, was uns sehr zu staten kommt, weil wir, von niemand gehindert und niemand störend, uns gut umsehen können.

Es wäre indes vergebliche Mühe, das Innere beschreiben zu wollen, weil man, ohne zu sehen, doch zu keiner rechten Vorstellung gelangen kann. Der riesige runde Raum hat einen Durchmesser von 166 Fuß. An seinen äußern Wänden laufen eine beträchtliche Anzahl prächtiger Pfeiler entlang. Diese, sowie vier andre mächtige Pfeiler und zwölf dünnere Säulen, in der Mitte des Raumes, tragen eine gewölbte Zwischenüberdachung, die rundum über der Stätte für die Anbeter dahinschwebt, so daß von ihnen aus nicht bis zur Kuppel hinaufgesehen werden kann, obwohl diese Zwischenüberdachung in der Mitte nicht ganz schließt. An ihr, wie an den Wänden sind eine Menge feingearbeiteter Verzierungen in Gold und Mosaik angebracht, sowie Sprüche aus dem Koran in aufgeworfenen großen arabischen Lettern. Von irgend einem Altar, Leuchter, Richter, irgend einem Sinnbild oder anderm Zubehör zu sogenannten gottesdienstlichen Zwecken oder Handlungen, in welchen sich die christlichen Kirchen und heidnischen Tempel so sehr auszeichnen, ist hier nichts zu sehen, was den Eindruck macht, daß dies nur die Stätte der Anbetung sein soll.

Der für uns wichtigste und auch für die Mohammedaner der heiligste Gegenstand in diesem Raume befindet sich ganz in der Mitte des Gebäudes. Er ist von den erwähnten vier mächtigen Pfeilern und den zwölf Säulen und zu gleicher Zeit noch von einem starken Eisengitter eingeschlossen. Es ist dies ein aus dem Marmorboden des Tempels hervorragender unregel-

mäßiger Felsblock. Von ihm hat auch die Moschee ihren Namen Rubbet es Sachra, das heißt Felsendom. Er erhebt sich hier ungefähr manneshoch über die Oberfläche und soll die eigentliche Spitze des Berges Morijah sein. Auf ihm soll Abraham einst seinen Altar erbaut haben, um seinen Sohn Isaak darauf zu opfern. Auch hat man geglaubt, daß das ehemalige Allerheiligste des Salomonischen, Serubabelschen, sowie des Herodianischen Tempels an dieser Stätte zu suchen sei. Hingegen sollen ganz genaue neuere Untersuchungen (ältere existieren gar nicht, weil Jahrhunderte hindurch dieser Platz nicht betreten werden durfte, außer von Mohammedanern) festgestellt haben, daß nach der ganzen Lage jener Tempel, hier wohl der Brandopferaltar seinen Platz gehabt hat. Auch die auf ihm ausge-meißelte Rinne, die auf seinem Rücken hinläuft, bringt auf den Gedanken, sie sei zum Zweck des Opferblutablaufs gefertigt worden. Wie dem nun auch sei, eins ist gewiß, dieser Fels muß in dem ehemaligen Tempel Gottes einen nicht unwichtigen Platz eingenommen haben. Nach Rind weiß der Talmud viel von diesem Felsen zu erzählen. Er soll nach demselben nicht nur der Mittelpunkt der Erde sein und den Abgrund verschließen, sondern auch die Bundeslade verbergen, welche der Prophet Jeremia hierher (das heißt unter den Felsen) geflüchtet haben soll.

Nachdem wir das Äußere des Felsens, soweit er nämlich an der Oberfläche hervorragt, besehen, führte uns unser Kawaß eine kleine Treppe hinab in eine Höhle unter demselben. Es war ein enger Raum, der vielleicht höchstens zehn Mann hätte fassen können. Dies soll nur ein kleiner Teil von einer mehrere hundert Quadratfuß messenden Höhle sein, die aber durch ganz dünne Wände von diesem Raume abgegrenzt ist. Hier unten zeigte man uns die Betplätze Davids und Salomos, sowie andrer Könige Israels; dann alte, in die Mauer eingefügte Bruchstücke von den Säulenköpfen des salomonischen Tempels. In einer Ecke, wo der Felsblock ein wenig niedriger herabhängt als sonst, ist in der Decke eine runde Vertiefung. Es soll dies von dem Fußboden bis zu ihr hinein das Höhenmaß Mohammeds bezeichnen. Hier soll er gestanden haben und mit seinem Kopfe den obern Eindruck in den Fels gemacht und zurückge-

lassen haben. Allerdings muß er hiernach ein recht großgewachsener und hartköpfiger Araber gewesen sein.

Ohne daß einen all diese kleinlichen Dinge interessieren, kann man gar nicht an diesen einst herrlichen Orten weilen, denn man muß eben doch zuhören, was einem über sie gesagt wird; dennoch ringen sich während dieser Zeit immer wieder ernstere Betrachtungen hindurch. Auch ich konnte nicht umhin, an dieser Stätte jener Zeit zu gedenken, wo unser geliebter Herr sie zum erstenmal betreten hatte und Er als Knabe seinen Aufenthalt drei Tage länger ausgedehnt hatte, als Joseph und Maria beabsichtigt hatten. Als sie Ihn nach jener Zeit hier in des Tempels Räumen fanden, sprach Er jenes erste denkwürdige Wort: „Muß ich nicht sein in dem, das meines Vaters ist?“ Hierher zog Er dann alle Jahre herauf und hernach zu allen Festen mit seinen Jüngern. In den vielen verschiedenen Räumen, besonders in der Halle Salomos, hatte Er seine ernstesten Unterredungen mit den Juden und Pharisäern und Schriftgelehrten und wie man annimmt, mußte es an dieser Stelle sein, wo Er an jenem letzten Tage des Festes so feierlich gerufen hatte: „Wem da dürstet, der komme zu mir, und trinke.“ Man glaubt nämlich mit ziemlicher Sicherheit beweisen zu können, daß diese unterirdische Höhle ehemals als Zisterne gedient hat, in welche aus den Salomonischen Teichen das Wasser geleitet wurde, und der Glanzpunkt der Laubhüttenfeier, in einem nicht von dem Geseze vorgeschriebenen, aber zur symbolischen Ausschmückung aufgekommenen Brauche bestand, daß ein Priester hier das Wasser mit goldener Kanne emporhob, und es unter den vom Chor feierlich abgesungenen Worten: „Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen aus dem Heilsbrunnen!“ an den Fuß des Brandopferaltars ausgoß, was dem Herrn auch Veranlassung gegeben haben soll, das Volk zu sich, dem wahren Heilsbrunnen, einzuladen. Seine Füße haben also hier gestanden und seine Stimme ward einst hier gehört, ja selbst noch den Tag vor seinem Tode am Kreuz. Diese seine Israel dargebrachte Liebe, die bis in den Tod hinein sich offen bezeugte, vermochte indes nicht des Volkes Herz zu bewegen, sie schrien sehr bald: „Kreuzige, kreuzige Ihn!“ Konnte es denn anders kommen, als daß der Feigenbaum, um den Er so emsig, treu

und gewissenhaft gegraben hatte, bald darauf der Art anheimfiel, wovon diese Steine noch heute so laut reden?

Als wir aus der Höhle emporgestiegen waren und aus dem Felsendom hinaustraten, führte uns der Kawaß nach dem Osten hin. Hier zeigte er uns das vermauerte „Goldene Thor“, das, wie die Mohammedaner glauben, erst wieder zur Wiederkunft Mohammeds zum Gericht geöffnet werden soll. Gegenüber diesem Thore, ganz nahe unten an unsrer Plattform, standen zwei weiße Stühle oder Thronessel, sie mochten aus Marmor oder Gips sein, was ich nicht unterscheiden konnte; sie wurden uns als die Richterstühle Davids und Salomos bezeichnet, auf denen sie im Thore saßen, wenn sie das Volk richteten. Von hier wandten wir uns südwärts und stiegen die Plattform hinab, bis wir wieder auf die bereits beschriebene künstlich gebildete Ebene gelangten. Am südlichsten Ende derselben liegt eine zweite Moschee mit Namen El-Aksa. Sie war einst eine der ersten christlichen Kirchen in Palästina. Ihr Inneres teilte sich in sieben Schiffe und hat große Ähnlichkeit mit der Geburtskirche in Bethlehem. Nun allerdings gehört sie den Mohammedanern. Merkwürdig sind die großen Gewölbe unter ihr mit ihren riesigen Pfeilern, die alle Kennzeichen eines grauen Alters tragen und wie behauptet wird, von Salomo erbaut wurden, der sogar hier einst seinen Marstall gehabt haben soll. Späterhin sollen diese unterirdischen Räume auch als Gefängnis benutzt worden sein und während der Zerstörung Jerusalems haben sich Tausende und Abertausende hierher geflüchtet, die aber elendig umkamen, so daß ihr Blut hier in Strömen floß. Noch zu erwähnen wäre, daß wir im Südosten dicht an der Stadtmauer einen Schacht hinabstiegen, den ein Engländer hier hinabgraben ließ, um den Unterbau dieser ganzen Ebene zu untersuchen, und es hat sich denn auch bestätigt, daß die Omar-Moschee, die Moschee El-Aksa und der ganze große Raum von riesigen Pfeilern getragen wird. Mehrere von ihnen da unten waren bloßgelegt und scheinen, obgleich sie mit ihren mächtigen Quadern schon Jahrtausenden getrogt hatten, bereit zu sein, weitere Jahrtausende denselben Dienst zu thun.

Auch außen sind in der ganzen alten Stadtmauer nirgends soviel uralte Quadersteine eingesetzt, als gerade in dem Teil,

der diesen Tempelplatz umschließt. Sie fallen einem unter den andern Steinen sofort auf und erinnern an ehemalige Macht und Herrlichkeit, aber auch an den Ernst, mit dem Gott straft.

Unsre Besichtigung hatte nur einige Stunden gedauert, aber sie lieferte einen Stoff zu tagelangem Nachdenken, und ich war nachmals recht froh, daß sie sich nicht am Anfang, sondern am Schluß meines Weilens in Jerusalem geschickt hatte. Der Eindruck, den ich hier von dieser Stätte empfangen hatte, konnte somit durch die darauffolgenden Eindrücke nicht so leicht verwischt werden. Wie herrlich, daß noch Hoffnung für Jerusalem ist, wie herrlich, daß wenn endlich der letzte Tag der Schmach vorüber sein wird, an dieser Stätte ein neuer Tempel, ein Tempel, wie ihn der Prophet Hesekiel schon im Gesichte gesehen und beschrieben hat, hier prangen soll und dann ein ewiger Friede hier zur Herrschaft gelangt!

14. Die Klagemauer.

Jene Gott geweihte Stätte, wo einst der Tempel des Herrn, die eigentliche Herrlichkeit Israels, geprangt hatte, hatten wir gesehen, und der Gedanke, wie doch einem Juden zu Mute sein müsse, wenn seine Füße jenen Boden betreten, lag einem näher als jeder andre. Und bei der großen Menge der Juden, die hier bereits wieder ihre Heimstätte aufgeschlagen hat, nämlich 21 000 oder $\frac{3}{5}$ der ganzen Einwohnerzahl von Jerusalem, schien es mir selbstverständlich, daß kaum ein Tag vergehen könnte, ohne daß nicht eine gute Anzahl von ihnen dieser Stätte einen Besuch abstatten sollte. Was konnte ihnen auch wohl im ganzen gelobten Lande wichtiger, größer, anziehender und ihrem Herzen teurer sein als Morijah und die Erinnerungen an die großen Gottesoffenbarungen in seinem heiligen Tempel? Alle andern Stätten, die dem Christen um Christi willen kostbar sind, kommen ja bei ihnen nicht in Betracht, und deshalb muß sich alles Interesse der Israeliten wie von selbst auf diesen einen Platz konzentrieren. Doch wie erstaunt war ich, als ich vernahm, daß ein Jude nie diesen Platz betrete, es sei denn, er wäre schon, wenn auch nur zum Teil, von dem Glauben seiner Väter abgewichen. Nun sollte man denken, es sei vielleicht die Abscheu vor den mohammedanischen Moscheen, die

ihm selbstverständlich ein Greuel sein müssen, welcher ihn abhält, hier seine Besuche zu machen; doch dies ist keineswegs der Fall, er würde ihretwegen sich nicht abhalten lassen, hierherzukommen. Wohl ist es auch aufs strengste vom Sultan einem Juden verboten, den Tempelplatz zu betreten, doch wäre es ihnen, wie jeder Leser nur zu gut weiß, ein Leichtes, dies Verbot zu umgehen oder unschädlich zu machen, wenn sie es wollten. Dies sind indes ihre eigentlichen Hindernisse nicht. Das einzige Hindernis, hier zu erscheinen, gründet sich auf ihrer religiösen Überzeugung; es ist jene alttestamentliche Furcht, ungerufen in die Nähe Gottes zu kommen oder Ihm zu begegnen. Das „Wir müssen des Todes sterben, denn wir haben Gott gesehen,“ beherrscht dies arme, verblendete Volk in diesen Tagen noch so wie einst vor alters, wenn auch nur in Bezug auf diese ehemalige Wohnstätte Jehovahs. Und wie könnte es auch anders sein, da der Herr, der diejenigen, die „aus Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte sein mußten“, erlöst hat, von ihnen bis heute verworfen ist und sie ohne Ihn doch unmöglich zur Kindschaft gelangen können. Gott ist ihnen noch bis heute kein Vater geworden, sondern der unerbittliche Richter, das verzehrende Feuer, dem der Sünder nimmer nahen darf, geblieben. Darum bleiben sie heute ebenso Morijah fern, wie sie einst vom Sinai flohen. Der Gedanke der Juden ist: Da kein Zweifel darüber obwaltet, daß diese Stätte wirklich der Ort ist, wo einst der Tempel Jehovahs gestanden, so befindet sich auch hier an irgend einem Punkte das ehemalige Allerheiligste, wo der Herr selbst gewohnt hat. Da nun aber das Betreten des Allerheiligsten jedem andern außer dem vom Herrn erwählten Hohenpriester den Tod brachte, ist es jedem heutigen Juden noch so tief in die Seele geschrieben und so gegenwärtig, daß er überzeugt ist, es würde ihn sofortiges Verderben treffen, wenn er sich jener Stelle nahen würde. Und da sie jene Stelle nicht wissen, bleiben sie am liebsten ganz fern.

Dennoch haben sie sich, wie es auch gar nicht anders sein konnte, einen andern Ort als Ersatz für diese Entbehrung ausgesehen, an dem sie alle ihre Empfindungen über den großen Verlust, den sie in der Zerstörung des Tempels, ihres Reiches und aller ehemaligen Herrlichkeiten erlitten haben, ausschütten.

Es ist dies ein Teil jener Mauer, die den Morijah und den lezthin beschriebenen Tempelplatz von der südwestlichen Seite einschließt. Sie ist unter dem Namen „Klagemauer“ bekannt.

Es war an einem Freitag-Nachmittag, als uns ein lieber Hamburger Bruder, der Sohn Isrichs, des ehemaligen Verwalters der Ondenschen Buchhandlung, an diesen merkwürdigen Ort führte. Wir mußten zunächst durch das Judenviertel, das man, wie sich die meisten Schreiber über dasselbe ausdrücken, schon von fern riechen kann. Durch enge Zickzackwindungen zwischen den Häusern bald nach links und rechts, bald durch Thor und Hofraum, sowie hinauf- und hinabführende Treppen und einigen so engen Gäßchen, daß unser zwei nicht nebeneinander gehen konnten, gelangten wir an einen größern, freien Platz. Wir waren ganz froh, uns durchgefunden zu haben, und das um so mehr, weil uns allüberall eine Unmasse Schmutz, Kehricht und Kinnsteinüberbleibsel angestarrt hatte, die in der großen Hitze ein gerade nicht liebliches Aroma verbreiteten. Nun, der freie Platz konnte im buchstäblichen Sinne des Wortes auch nicht so genannt werden, denn bei näherer Besichtigung schien er zur Ablagerung allen in dem eben verlassenen Viertel als zu viel angesehenen Unrats zu dienen; dafür wucherten aber auch die üppigsten Ratten in solcher Menge hier, daß sie stellenweise ein rechtes Dickicht bildeten. Daß es innerhalb der Stadtmauer noch solche öde Stellen gebe, war mir ein großes Wunder. Nachdem wir uns auf den durch das Unkraut führenden Pfaden endlich zurechtgefunden, gelangten wir schnell an eine kleine, enge Gasse, die uns direkt zu obiger Klagemauer führte. Ich muß gestehen, der erste Anblick dieses uralten Denkmals rief eine Art Ehrfurcht vor demselben in mir hervor, wie ich sie nie gegen ein von Menschenhänden errichtetes Werk empfunden hatte. Diese alten, einst gut bearbeiteten, nun aber zum Teil verwitterten, geradezu riesigen Quadersteine, wie sie da neun Schichten hoch sich aufeinandertürmten, schienen, stumm und still, wie sie waren, ganze Bände voll der ernstesten Geschichte Israels in sich zu bergen und schienen bereit, uns eins und das andre derselben zuzusüstern. Eine ganze Weile standen wir da und starrten sie an, indem wir Stein um Stein musterten und währenddem unsern Gedanken die Erlaubnis gaben, die

„vorige Zeit“ und die „alten Geschichten“ vor unserm Geist Revue passieren zu lassen.

„Dies ist also die Stätte, zu der jeder Jude, ob zu Jerusalem wohnhaft oder nur als Pilger anwesend, wiederholt pilgert!“ mußte ich mir sagen. Welche Veränderung gegen einst und jetzt: Einst tönten ihnen Lieder im höhern Chor entgegen, wenn sie hinaufstiegen zu den Stufen der Wohnung des Gottes Israels; einst sangen sie selbst ein Loblied um das andre, wenn sie herkamen, ihre hohen Feste zu feiern, und jetzt: diese öde, trauernde Mauer und nichts weiter. Und auch an ihr sich weiden zu dürfen und sich hier auszuweinen, wie sie es nun können, schätzen sie gegenwärtig für ein großes Glück, denn es ist noch nicht allzulange her, wo sich jeder einzelne erst den Zutritt um einen schweren Preis zu erkaufen hatte. Jetzt dürfen sie sich allerdings ungehindert hier einfinden, wann immer es ihnen beliebt. Und es vergeht auch kein Tag, an dem sich nicht eine kleinere oder größere Anzahl hier versammelt, doch an den Freitagabenden und den Sonnabendmorgen stellen sie sich zu Hunderten ein.

Als wir hinkamen, konnten kaum einige dreißig Personen zugegen gewesen sein, welche Zahl sich aber fortwährend durch neue Ankömmlinge vermehrte. Unter ihnen befanden sich alte und junge und Leute aus aller Herren Länder. Hier befand sich der uns bekannte polnische Jude mit seinem langen, schwarzen Kittel, vornehmlich kenntlich an seinem Jargon, in welchem er sich mit seinem Landsmann unterhielt; dort der Spaniole mit seiner pelzbebrämten Mütze, die ihm im Mittelalter in dem Inquisitionslande zur Schmach aufgedrängt worden war, damit man ihn jederzeit erkenne, welche er jetzt aber um keinen Preis hergeben mag, weil er auf sie als auf ein Zeichen von erlittenem Märtyrertum stolz ist; dann kommt der asiatische Jude mit seinem großen Turban auf dem Kopfe, welcher ihn eher einem Türken als einem Juden ähnlich macht, und dann noch der hier ansässige, welcher alle andern Trachten kurzerhand beseitigt hat und sich mit dem dünnen, bunten Kattunkleid begnügt; weiter finden sich noch verschiedene andre hier, deren Heimatland uns nicht möglich war ausfindig zu machen. Auch einige Frauen und Kinder sitzen kauernd beiseits auf den von der

Sonne erwärmten Steinen. Unsrer Ankunft schien sie kaum für einige Augenblicke zu stören. Mit schüchternem Blick hatten sie uns von oben bis unten flüchtig gemessen, und dann fuhr jeder in seiner eben betroffenen Handlung fort. Gern gebe ich wieder, worin diese Handlungen bestanden, doch muß ich im voraus sagen, daß es hierzu eigentlich einer berufeneren Feder bedürfte.

Es war eben ein wahres Durcheinander, welches sich hier unsern Augen und Ohren bot und das sich nur noch verwirrter gestaltete mit dem Hinzukommen neuer Besucher. Da stand z. B. ein alter, graubärtiger Mann an die Mauer gelehnt, mit einem umfangreichen Folianten in seinen Händen, und las oder betete vier oder fünf andern Männern aus demselben vor, die jeweilig ganz laut und immer lauter in das Vorgelesene einstimmten; je länger, je lauter wurden sie, und es schien, als hätten sie die bestimmte Absicht, alle andern zu überschreien. Einige Schritte von ihnen kauerten einige Männer, augenscheinlich von dem langen Stehen ermüdet, im Halbkreis auf den platten Steinen; ihre Köpfe und den ganzen Körper bald nach vorn, bald nach hinten überneigend; ebenso eifrig betend, schriean auch diese immer kräftiger drein. Währenddem kommt ein altes Weib daher, und wie sie in die Nähe der Mauer gelangt, wirft sie sich mit gellendem Jammergeschrei und mit einem Strom von Thränen an dieselbe und beginnt die verwitterten Steine mit ihren Rüssen zu bedecken. Diese Szene findet einen Widerhall bei all den Anwesenden, denn ein gleicher Schrei des Jammers und Schmerzes wird in dem ganzen Gäßchen laut, der endlich mit wiederholtem langem Stöhnen und schweren Stoßseufzern endet. Doch unterdes ist ein anderer Jude, vielleicht in dem Alter von 30—35 Jahren, seinem Aussehen nach ein echter Fanatiker, mit einem noch ganz jungen Burschen hergekommen. Letzterer, mit einer feinen, klingenden Stimme ausgerüstet, ist im Stande, all das Gessumme und Getöne gründlich zu übertönen. Mit seinen weinerlichen und jammernden Klagetönen reizt er sich und seinen ältern Begleiter derart, daß beide die alte Mauer mit ihren Stirnen zu behämmern beginnen. Dies ist ein Signal für viele andre, denn zehn bis zwanzig Nachahmer rennen ähnlich jenen ersten beiden

unter gellendem Geheul ebenfalls gegen die Wand, und man denkt sich in diesen Augenblicken mitten in ein Haus verzweifelter Wahnsinniger versetzt. Der Tumult und das Jammergeschrei will nicht aufhören, und wenn es auch für einige Augenblicke anfängt, stiller zu werden, dann aber nur, um bald darauf mit um so gewaltigerem Sturm hervorzubrechen. Und in dieser Weise geht es stundenlang fort. Nun ist es ja ganz augenscheinlich, daß ein großer Teil dieser Lamentationen nichts weiter als reine Verstellungen sind, was uns die gleichgültig dreinschauenden Angesichter dieser Schreier deutlich sagen, aber anderseits sieht man doch an einzelnen ehrbaren ältern Männern einen tiefen Ernst, ja, sogar empfindlichen Schmerz ausgedrückt; man merkt es ihnen an, wie nahe es ihnen geht, eine Schmach unter den Völkern zu sein, die die Stätten ihrer Heiligtümer mit ihren Füßen zertreten, und das alles während sie sich im Besitz der kostbarsten Verheißungen befinden. Vornehmlich meinen es die ganz frischen Ankömmlinge aufrichtig, welche diesen Anblick und dieses Jammergeschrei durch öfteres Hiersein noch nicht gewohnt sind. Ich selbst fühlte ein aufrichtiges Mitleiden mit diesem armen, tief gedemüthigten, aber immer noch nicht demüthig gewordenen Volk an dieser Stätte. Ich erinnerte mich hier der von Dr. Barth ausgesprochenen Wahrheit in dem von ihm nach dem Englischen gedichteten Lied über Jerusalem, wenn er singt:

„Wo einst das Lob des Herrn erklang,
Auf Zions heil'gen Höh'n,
Da krümmen deine Kinder bang
Sich unter ihren Weh'n;
Am Boden sitzt du einsam jezt,
Erniedrigt jämmerlich!
Jerusalem, Jerusalem!
Stets weinen wir um dich.“

Das waren indes nur Szenen, wie sie so zufällig sich mit einzelnen fortwährend an der Klagemauer zutragen. Einen schauerlich wehmüthigen Anblick bekommt man jedoch, wenn am Freitag das enge Gäßchen Kopf an Kopf gedrängt voll ist und sich hier etwa 400—500 Männer, Weiber und Kinder ver-

sammelt haben und alle miteinander eine einzige Trauerszene aufführen. Hervor tritt dann unter der Menge einer ihrer alten, ehrwürdigen Vorbeter, der dann einen Klageruf nach dem andern sagweise hervorstößt, worauf ihm das Volk ebenso antwortet. Mögen hier eine oder die andre ihrer Trauerliturgien folgen. Der Vorbeter: Wegen des Palastes, der wüste liegt — Volk: Sigen wir einsam und weinen. Vorbeter: Wegen des Palastes, der zerstört ist — Volk: Sigen wir einsam und weinen. Vorbeter: Wegen der Mauern, die zerrissen sind — Volk: Sigen wir einsam und weinen. Vorbeter: Wegen unsrer Majestät, die dahin ist — Volk: Sigen wir einsam und weinen. Vorbeter: Wegen unsrer großen Männer, die danieder liegen — Volk: Sigen wir einsam und weinen. Vorbeter: Wegen der kostbaren Steine, die verbrannt sind — Volk: Sigen wir einsam und weinen. Vorbeter: Wegen der Priester, die gestrauchelt haben — Volk: Sigen wir einsam und weinen. Vorbeter: Wegen unsrer Könige, die Ihn verachtet haben — Volk: Sigen wir einsam und weinen. Eine andre Antiphonie ist folgende: Vorbeter: Wir bitten Dich, erbarme Dich Zions! Volk: Sammele die Kinder Jerusalems! Vorbeter: Eile, eile, Zions Erlöser! Volk: Sprich zum Herzen Jerusalems! Vorbeter: Schönheit und Majestät möge Zion umgeben! Volk: Ach, wende Dich gnädig zu Jerusalem! Vorbeter: Möge bald das Königreich über Zion wieder erscheinen! Volk: Tröste, die trauern über Jerusalem! Vorbeter: Möge Frieden und Wonne einkehren in Zion! Volk: Und der Zweig (Jesse) aufsprossen zu Jerusalem!

Wer sieht nicht, sobald er den Inhalt dieser ihrer Klagelieder vernommen hat, daß auch nicht einmal ein Schatten von Schuldbewußtsein oder Sündenerkenntnis in derselben ist! Alles dreht sich hier um ihre gesunkene Herrlichkeit, alles um die Wiederherstellung derselben. Es thut ihnen weh, ihre Paläste zerstört und ihre Mauern zerrissen zu sehen, aber sie sind fern davon, auch nur die Ahnung aufkommen zu lassen, daß Gott dieses Zerstörungswerk am liebsten noch unendlich tiefer dringen lassen möchte, nämlich bis hinein in ihr eignes Ich, in ihre Herzen und in die ganze Richtung ihres Geistes und Lebens. O, wenn sie es nur wüßten, wie bereit Er ist, ihnen

noch unendlich größere Herrlichkeit zu geben als die war, die sie einst besaßen, wenn Er nur erst ein so zermalmttes Herz und einen so gebrochenen Geist in ihnen sähe, wie es diese Mauern und jene Paläste sind, um die sie trauern! Daß es ihnen daran mangelt, habe ich wiederholt bei meinem Aufenthalt in Jerusalem erfahren dürfen, wenn ich mit einzelnen sowohl als mit ganzen Scharen redete. Dennoch kann ich anderseits doch nicht mit dem Urtheil vieler übereinstimmen, die da sagen, der Jude ist in Palästina mehr Fanatiker als irgend sonstwo. Es kommt doch wohl da immer darauf an, bei welchem Punkt man mit ihnen beginnt. Ist es einer, auf den sich ihr Fanatismus gleichsam konzentriert, so ist das selbstverständlich, daß er sofort Streit, Zank und Bosheit hervorrufen wird; das wird aber nicht nur bei dem Juden der Fall sein, sondern bei jedem Menschen, der ein Glaubensbekenntnis hat, dessen einzelne Glaubenspunkte sich scharf vor dem seines Gegners abgrenzen. Gewiß ist es die größte Thorheit, gerade diese zum Ausgangspunkt einer Unterredung auf geistlichem Gebiet zu machen. Einmal wird dadurch eigentlich doch nur das Verhältnis der beiden streitenden Parteien zu einander, nicht aber das Verhältnis der Person, mit der wir unterhandeln, zu Gott klar gestellt werden, und doch sollte letzteres das Ziel eines jeglichen religiösen Gesprächs mit unserm Mitmenschen sein. Zum andern wird es doch ein sehr fraglicher Gewinnst sein, selbst wenn ich meinem Gegner eine der größten Grundwahrheiten plausibel mache und er mit seinem Verstande zustimmen muß, ohne daß sein Herz mit Gott im reinen ist. Seit vielen Jahren habe ich nun durch die Erfahrung gefunden, daß es keinen fruchtbareren Anknüpfungspunkt giebt, mit wem immer man auch redet, als wenn man das persönliche Verhältnis zu einem persönlichen Gott zum Gegenstand oder wenigstens zum Ziel der Unterredung macht. Da bleiben alle streitigen Punkte ausgeschlossen, und auf dem Boden der Erörterung stehen nur Gott und der Ihm entfremdete Mensch.

Da es vielleicht manchem von den Lesern des Jahrbuchs interessieren dürfte und weil ich eben auf die Juden in Palästina zu sprechen gekommen bin, möchte ich eine oder die andre meiner Unterredungen mit ihnen hier mittheilen

Es war an einem schönen, sonnigen Freitag-Nachmittag, als ich mich nach meinem Tagewerk zu einem kurzen Spaziergang zum Jaffathor hinausbegab. Schon säckelte der kühle Abendwind über das Gihonthal, als ich dasselbe überschritt. Langsam stieg ich den Hügelrücken hinan, welcher das dahinterliegende Rephaimthal im Norden abschließt. Auf diesem Berg-rücken hat man eine herrliche Aussicht hinüber nach dem Jordanthal, den moabitischen Bergen und auf eine weite Strecke nach Bethlehem zu. Als ich meine Augen letzterer Richtung zuwandte, wurde ich gewahr, wie auf der dorthinführenden Chaussee eine Anzahl Männer daherkamen, die eifrig miteinander zu sprechen schienen. Es waren ihrer mehrere Gruppen. „Jedenfalls Pilger,“ dachte ich und spazierte ihnen langsam entgegen. Wie ich ihnen aber näher kam, sprachen sie leiser, so daß ich trotz meiner Bemühung nicht heraus hören konnte, in welcher Sprache sie sich unterhielten. Bald aber stand es für mich fest, es seien Juden. Ich beschleunigte nun meine Schritte, um recht bald mit ihnen zusammenzukommen.

„Guten Abend, ihr Söhne Abrahams!“ rief ich der ersten Gruppe freundlich zu, indem ich meinen Hut lüftete.

Ganz betroffen über den freundlichen Gruß, schauten sie, mich von Kopf bis zu Fuß messend, mich mit großen Augen lange an, ehe sie denselben erwiderten, denn, beiläufig gesagt, sie werden hier von niemand freundlich behandelt und leben mehr in Furcht und Schüchternheit vor jedermann als irgend sonstwo.

„Woher kommt ihr in solcher Anzahl?“ begann ich zu fragen.

„Wir kommen vom Grabe Rahels.“

„Was giebt's denn am Grabe Rahels?“ fragte ich weiter.

„Wissen Sie, Herr, als Jakob seine Reise hier durchs Land machte, starb ihm sein Weib Rahel, und bis auf diesen Tag steht ein Denkmal an der Stelle, wo sie begraben wurde.“

„Ja, und ihr habt euch miteinander beredet, einen gemeinschaftlichen Ausflug dahin zu unternehmen, und ihr habt ihn heute ausgeführt?“

„O nein, das ist schon unser Feiertag, wir gehen alle Jahre an diesem Tage an das Grab Rahels.“

„Aber woher kommen Sie?“ fragte nun einer aus ihnen. „Aus Europa,“ setzte er sofort hinzu, „aber aus welchem Lande?“

„Ich komme gegenwärtig aus Rußland,“ sagte ich ihnen.

„Und wozu kommen Sie nach Jerusalem?“

„Nun, ich bin gekommen, euer Land zu besuchen, die Stätte, wo eure Väter Abraham, Isaak und Jakob, David und alle eure Propheten gelebt haben.“

Das Wörtlein „euer“ und „eure“ schien einen besondern Eindruck auf sie zu machen, denn mit lautem Seufzer wiederholten es ihrer mehrere einigemal.

„Jawohl, euer Land!“ wiederholte ich mit besonderm Nachdruck.

In einem Augenblick hatten mich alle umringt und begannen über ihre traurige Lage zu klagen und wie sie hier fremder als alle andern Leute seien.

„Es ist dennoch euer Land,“ sagte ich ihnen nochmals, „wenn auch gegenwärtig nur nach dem nackten Worte des Herrn. In Wirklichkeit allerdings geht es euch wie einst Mose, als er dort auf einem jener Gipfel stand; er konnte wohl sehen, aber nicht in Besitz nehmen.“

„Der Herr hat recht,“ sagte verständnisvoll zunickend einer zum andern.

„Doch,“ fuhr ich fort, „es kommt die Zeit, und ich glaube, sie ist nicht mehr sehr fern, wo dies Land, auf dem heute eure Fußsohlen stehen, euch wieder zu wirklichem Besitz gegeben wird.“

Alles horchte bei diesen Worten gespannt auf, und immer dichter drängten sie sich an mich heran.

„Sagt, lieber Herr, ist denn in Europa hiervon die Rede? Welche Politik haben hierüber die Großmächte?“ fragte einer von den intelligentesten neugierig.

„Ob hiervon in Europa die Rede ist, kann ich nicht sagen, aber das macht auch nichts aus; im Himmel ist längst davon die Rede gewesen, und dann hat Gott auch auf Erden davon geredet durch seine Propheten, und Gott wird, was Er gesagt hat, auch ausführen, ob man in Europa davon spricht oder nicht.“

„Ihr habt recht,“ fiel einer ein, „aber, sehen Sie, es muß doch auch etwas geschehen von den Mächten. Geschieht denn gar nichts hierauf Bezügliches?“

„O, es thut mir recht leid um euch, ihr Kinder Abrahams, daß ihr eure Augen von dort hinweg (mit meiner Hand gen Himmel zeigend) und nach Europa gewandt habt. Gerade das ist die Ursache, weshalb eure Erlösung solange ausbleibt. Ihr müßt wieder zurück, ihr müßt lernen dort hinausblicken, und Er dort oben wird euch antworten.“

Diese Worte, mit aufrichtigem Ernst gesprochen, verfehlten nicht, einen tiefen Eindruck auf sie zu machen. Ich vernahm laute Seufzer bei einigen, und manches Angesicht offenbarte Zeichen von Selbstanklage und Schuldbewußtsein.

„Ja, wir wissen, daß uns Gott helfen wird, Er wird uns dieses Land wiedergeben,“ hob einer unter ihnen nach kurzer Pause an, „aber nur dann,“ setzte er mit besonderm Nachdruck hinzu, „wenn alle Juden gerecht leben werden. Und wenn wir auch nur einen Tag alle gerecht leben könnten, dann würden wir schon wieder zurückgebracht werden.“

„Und warum könnt ihr denn nicht gerecht leben?“ fragte ich teilnehmend.

„Lieber Herr,“ lautete die Antwort, „viele gute Juden leben wohl gerecht, aber da sind andre, die verderben mit ihren bösen Thaten alles, was die Guten Gutes thun, und so müssen wir immer länger warten.“

„O, lieben Freunde, seht, so wartet ihr schon 1800 Jahre, und der Tag, an dem ihr nicht sündigt, ist noch immer nicht gekommen. Wie traurig, daß ihr noch die Hoffnung nicht aufgegeben habt, daß er doch noch kommen werde! Laßt mich, weil ich euch lieb habe, die volle Wahrheit sagen: Seht, der Tag, an dem ihr nicht sündigt, wird auch nicht kommen. In eurem Gesetz steht klar geschrieben: »Es ist kein Mensch auf Erden, der Gutes thue und nicht sündige.« Ferner: »Wie könnt ihr Gutes thun, weil ihr des Bösen gewohnt seid?« Und noch: »Gott sah, daß alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böse war immerdar.« Ihr müßt doch zugeben, daß die Worte denen gesagt wurden, denen das Gesetz gegeben wurde, und euch ist es gegeben, und somit sagt Gott gerade zu

euch: Es ist kein Mensch auf Erden, der Gutes thue, es ist keiner, der nicht sündige, und ihr denkt ganz im Widerspruch mit Gott, es giebt Leute unter euch, die gerecht leben, und hofft eines Tages auch gerecht leben zu können. Nein, ihr könnt nicht gerecht leben!“

Diese Frage schien einen wunden Fleck berührt zu haben, deshalb fragte einer recht im Eifer, aber dabei im vollen Ernst: „Und warum, warum können wir nicht gerecht leben?“

„Lieber Freund,“ entgegnete ich, „Gott hat schon auf eure Frage geantwortet; ihr könnt nicht, eben weil das Herz und all sein Dichten und Trachten nur böse ist. Ihr denkt wohl, ein Mensch lebe gerecht, wenn an seinem äußern Thun und Treiben nichts auszusetzen oder zu tadeln ist, doch so denkt keineswegs Gott, denn das letzte seiner Gebote lautet: Laß dich nicht gelüsten. Er sieht also tiefer, Er sieht auf jede Regung im Innern, auf jedes Begehren; Er sieht gerade in das Herz hinein, und bringt uns auch keine That unter seinen Fluch, so bringen uns unsre Gedanken unter denselben. Ist einmal die Quelle verdorben, so kann kein gutes Wasser hervorquellen, und Gott sagt, daß dem so ist.“

Wir hatten uns mittlerweile in Bewegung gesetzt und spazierten der Stadt zu. Einige Minuten schwieg alles still, und da niemand ein Wort sprach, begann ich von neuem: „Habt ihr noch nie daran gedacht, was eigentlich nötig ist, um vor Gott gerecht zu leben? Doch nein, nein, ihr habt noch darüber nicht nachgedacht, denn ihr seid ja überzeugt, ihr könnt es schon so.“

„Man muß Gott bitten, man muß seine Gebote halten;“ dies und andres mehr riefen nun durcheinander alle auf einmal.

„Ich glaube, lieben Freunde, das habt ihr doch alle gethan oder wenigstens ernstlich versucht zu thun diese 1800 Jahre hindurch, seit ihr aus dem Lande seid; aber seht, auf diesem Wege kommt nie ein Mensch dahin, vor Gott gerecht zu leben, da muß etwas ganz andres mit ihm geschehen.“

„Und was muß denn geschehen?“ fragten sie neugierig.

„Nun, ein Mensch muß erst einmal gerecht gemacht werden, ehe er gerecht sein und leben kann, und weil uns die Sünde zu Ungerechten gemacht hat, muß sie und alle unsre Ungerechtig-

feit von uns genommen werden, die alte Rechnung muß ganz ausgeglichen sein, so daß gar nichts übrig bleibt. Ist das erst einmal bei einem Menschen geschehen, dann ist er ein Gerechter. So dachte auch David, als er sagte: »Selig der Mann, dessen Sünden vergeben sind und dem der Herr seine Übertretungen nicht anrechnet.« Also reine Rechnung mit Gott machen, dann erst kann man von vorn anfangen. Um aber dann gerecht zu leben, muß noch etwas andres geschehen; es muß eben die Quelle, von der wir sprachen, das Herz, umgeändert werden. Und seht, das ist nicht nur meine Meinung, das sagt Gott. Ihr wißt, was Er durch den Propheten Hesekiel zu euch geredet hat, als Er sprach: »Ich will euch ein neues Herz und einen neuen Geist in euch geben; und will das steinerne Herz aus eurem Fleisch wegnehmen, und euch ein fleischernes Herz geben. Ich will meinen Geist in euch geben und will solche Leute aus euch machen, die in meinen Geboten wandeln und meine Rechte halten und danach thun.« Was also vor allem nötig ist, ist nicht: sich bestreben, rennen, laufen, wirken, sondern ein neues Herz, und ihr wißt, das kann sich niemand selbst schaffen, das kann nur Gott geben, und darum müßt ihr gerade und vor allem zu Ihm."

Ich war ganz erstaunt darüber, wie genau sie die eben angeführte Stelle vom neuen Herzen kannten, denn das ging sofort aus ihrer Antwort hervor: „Wir wissen wohl," sagte einer unter ihnen, „Gott wird uns ein neues Herz geben, aber das wird erst dann sein, wenn wir wieder alle in unser Land zurückgebracht sein werden."

„Und während dieser Zwischenzeit?" fragte ich ganz erstaunt. „Nicht wahr, während dieser Zwischenzeit müßt ihr Leute sein und bleiben mit einem alten, steinernen Herzen, Leute ohne seinen Geist, und Leute, die nicht in seinen Wegen wandeln und nicht nach seinen Geboten thun, denn wenn, wie Gott sagt, Er das alles erst in euch machen will, so ist doch klar, daß das bei euch nicht vorhanden ist und ihr es auch nicht zu stande bringen könnt. O, es ist hart, sehr hart, auf solche köstliche Verheißung nun schon über 2000 Jahre warten müssen und über dem Warten vielleicht dahinsterven wie eure Väter, ohne sie erlangt zu haben."

„Anderseits staune ich über den großen Widerspruch in eurer Ansicht und in eurem Streben. Verzeiht mir, wenn ich euch so frei die ganze Wahrheit sage. Eure Ansicht ist, ein neues Herz und einen neuen Geist bekommt ihr erst, wenn das ganze Volk zurückgekehrt sein wird; daraus folgt, daß ihr so lange mit einem steinernen Herzen verbleibt, welches Gott so im Wege steht, daß Er es erst hinwegnehmen muß, um aus euch Leute zu machen, die seine Gebote halten und seine Rechte thun; in eurem Leben aber strebt ihr dahin, das jetzt mit dem steinernen Herzen hervorzubringen, was erst, wie ihr sagt, dann kommen soll. Dieser Widerspruch besteht aber auch Gott gegenüber, denn Er sagt: »Ich will geben, machen, erneuern«, ihr wollt aber durch euer Bestreben, »gerecht« zu leben, darauf bestehen, daß ihr das schon selbst könnt. Einer kann nur recht haben: entweder ihr oder Gott, der da sagt, ihr könnt nicht. Was mich betrifft, ich stelle mich auf Gottes Seite."

Wir waren während dieses Gesprächs wieder ins Gihonthal hinabgestiegen. Hier begegnete uns ein alter, gläubiger Armenier, mit dem ich einige Angelegenheiten für den nächsten Tag zu besprechen hatte und mußte somit meine Gesellschaft im Stich lassen. Während ich mit dem Alten sprach, ging der ganze Haufe, sich kaum vorwärts bewegend und absichtlich zögernd, weiter. Zeit hatten sie äußerst wenig, sie mußten in die Synagoge, das wußte ich; ich konnte indes auch nicht meinen Mann fahren lassen, obwohl es mir in der Seele weh that, wenn ich daran dachte, daß unser Gespräch so abgerissen bleiben sollte. Ich bemühte mich, meine Sache so schnell als möglich abzumachen; dennoch gingen 10—15 Minuten darüber hin, weil es schwer hielt, mich mit dem Armenier, der nur einige englische Brocken aufgesammelt hatte, zu verständigen. Raum aber war ich fertig, so eilte ich schnell dem Haufen nach, welcher schon jenseits des Thales meiner harrte. Sie waren in regster Unterhaltung über das abgebrochene Thema, wie ich aus einigen Äußerungen entnehmen konnte.

„Lieben Freunde," begann ich sofort, „ihr seid ganz gewiß in Bezug auf die Verheißung Gottes vom neuen Herzen im Irrtum, wenigstens nach einer Seite hin, nämlich nach der, daß Gott nicht auch jetzt bereit wäre, dem Menschen ein neues

Herz zu geben. Es ist ja wahr, Gott wird dann, wenn Er euch zurückbringt in dieses Land, euch als Volk sowohl nach innen und außen erneuern, und zwar so, daß dann kein einziger unter euch sein wird, der nicht von seinem steinernen Herzen los wäre und der nicht ein fleischernes haben wird; aber das schließt nicht aus, daß jeder einzelne für sich heute ein neues Herz haben kann. Ihr könnt jetzt, eben jetzt von Gott erneuert werden, während euer übriges Volk mit steinernen, harten Herzen noch lange so fortgeht; Gott ist bereit, dies zu thun. Dann, wenn jene Zeit kommt, wird keiner übrig bleiben können, und das ist eben der Unterschied zwischen jetzt und dann."

Das schien ihnen doch ein wenig unglaublich; mehrere schüttelten im Widerspruch den Kopf.

"Nun," fuhr ich fort, "ich kann euch Beweise für die Richtigkeit dessen, was ich eben sagte, geben. Seht, es hat einzelne Leute mit neuem Herzen gegeben, selbst ehe noch Gott diese Verheißung ausgesprochen hatte; sollte es keine mehr geben, nachdem Gott solche klare Zusage gab? Sollte es nach der freundlichen Zusage um diese für unsre Seligkeit allerwichtigsten Sache schlimmer stehen als vor derselben? Sollte ferner Gott vor euren und unsern Augen einige tausend Jahre vorher den Tisch decken und uns herzurufen und uns sagen: »Seht, diese köstlichen Speisen bin ich bereit aufzutragen, aber ich habe bei mir beschlossen, daß ihr unterdes verhungern sollt, ihr bekommt nun einmal nichts davon.«? Nein, so handelt Gott nicht!"

Sie standen ganz betroffen da ob dieser Argumentation, zugleich aber auch nicht wenig ergriffen und neugierig. "Gut," fragten sie hastig, "was für Leute hatten denn neue Herzen?"

"Ihr werdet euch wohl erinnern können, was von dem ersten eurer Könige geschrieben steht, von Saul nämlich, wie Gottes Geist über ihn kam und Gott ihm ein andres Herz gab; doch den mögt ihr am Ende nicht gelten lassen, weil er schließlich so traurig endete. Aber den nächsten, den König David, laßt ihr ganz gewiß gelten. Nun lesen wir von ihm, wie er Gott bittet: »Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz, und gieb mir einen neuen, gewissen Geist«; damit hat er doch gerade

um die Dinge, die Gott erst später versprach, und ich bin gewiß, er wurde erhört, und bewies er damit nicht, daß er nicht eurer Ansicht war, nach welcher man erst ein reines oder neues Herz bekommen könne, nachdem das ganze Volk Israel wieder in sein Land zurückgekehrt sein werde? Ein andres Mal bittet er: »Nimm Deinen Heiligen Geist nicht von mir,« was doch ein Beweis dafür ist, daß er den Heiligen Geist schon besaß und zwar bewußt, noch ehe diese Zusage gegeben wurde. Dann sagt Gott selbst von ihm, daß er ein Mann war nach seinem Herzen. Und alle frommen Männer in Israel und alle Propheten waren nur deshalb besonders hervorragend, weil sie erneuerte Menschen waren; dies war ihr Adel. Noch mehr, ihr wißt, Gott bleibt sich immer gleich, Er ändert sich nicht; Er ist, der Er war und sein wird, wie sein Name Jehovah auch bedeutet, und darum thut Er heute noch, was Er einst that. Er giebt jedem ein neues Herz, wer bereit ist, sein altes, steinernes nicht selbst zu ändern oder zu verbessern, sondern Ihm herzugeben. Auf diese Hergabe allein wartet Er auch bei euch. Ja, wahrlich, ein großes Mißverständnis offenbart sich da zwischen euch und eurem Gott: Ihr wartet seiner, und zwar bereits seit 2000 Jahren, und Er wartet eurer ebenso lange."

Da wir bereits ganz nahe am Jaffathor waren, wo wir uns trennen mußten, weil sie in die Synagoge eilten, fühlte ich mich gedrungen, ihnen noch einmal ans Herz zu reden, sich sofort zum Herrn, den Gott ihrer Väter, zu wenden. "Seht," sagte ich, "ich bin ein Christ, einer aus den Heiden, aber ehe ich mich nach diesem ernststen Gespräch trenne, muß ich euch bekennen, daß Gott mir in seiner Liebe gehalten hat, was Er in jenem heiligen Wort euch versprach zu geben; Er hat mir längst ein neues Herz geschenkt, und wenn nun ein Mensch, der dieser Verheißung fremd gegenüberstand, das erlangte, was Gott versprochen, wie vielmehr ihr, denen dies Wort vornehmlich gilt. Und nun geht heim, lest die Worte noch einmal ganz genau durch und merkt darauf, wie Gott einmal über das andre versichert: »Ich will, ich will, ich will,« und hört auf, in eurem Herzen zu sagen: »Nein, nein, Er will nicht!« oder: »Er will, nur noch jetzt nicht, die Zeit ist noch nicht gekommen!«"

Alle der Reihe nach drückten mir noch kräftig die Hand, woraus ich schließen durfte, daß das Wort Raum in ihrem Herzen gefunden hatte. Auch auf ihren Angesichtern, die einen tiefen Ernst bekundeten, lag deutlich der Gedanke ausgedrückt: „Wir haben unabweisbare Wahrheiten gehört.“

Während sie nun der Schule zueilten und ich langsam meinen Weg durch die Davidsstraße fortsetzte, kam mit einem Mal noch einer von ihnen ganz eilig zurück; es war ein ganz junger Mann, der mir nur noch sagen wollte, daß er so etwas noch nie gehört habe. Dann gestand er mir, er möchte noch so gern einmal mit mir sprechen, aber wo und wann? Ich sagte ihm, ich wohne im Johanniterhospiz und da könne er mich an den von ihm bezeichneten Stunden finden. Er sagte wohl nichts, mir aber kam es vor, als ob ihm dieser Ort nicht gerade angenehm für eine Begegnung mit mir wäre. Ich hatte mich auch nicht geirrt, denn ich erfuhr hernach, daß die Juden sehr bange wären, den Verdacht der andern auf sich zu ziehen, daß sie mit irgend einer christlichen Anstalt in Verbindung ständen, und deshalb kam auch dieser junge Mann nicht dahin.

Jetzt aber reichte er mir noch einmal die Hand, und mit thränendem Auge sprach er: „Ich sehe, Herr, Sie haben mein Volk lieb, fahren Sie fort, das auch fernerhin zu thun; für Sie ist bei Jehovah reichlich Belohnung!“ Ich konnte ihm nur noch, seine Hand festhaltend (weil er eilte), erwidern: „Und ich muß Ihnen sagen, ich liebe Ihr Volk um Jesu Christi, meines Erlösers, willen!“

15. Ein andres Gespräch mit den Juden.

Zu der Unterredung, die ich im folgenden mittheile, kam ich auf eine ganz originelle Weise. Da meine letzten Tage in Jerusalem eigentlich Mußetage waren, so kam mir eines Morgens der Gedanke: „Wie, wenn du den Vormittag einmal dazu benüttest, das Innere der Stadt näher kennen zu lernen, damit der Eindruck von derselben dir ein um so bleibenderer würde?“ Die flüchtigen Erwägungen hierüber sagten auf diesen selbstgemachten Vorschlag ein freudiges Ja, und so ging ich denn auch sofort daran, ihn in Ausführung zu bringen. Allerdings mied ich auf diesem Rundgange die mir bereits bekannten oft abge-

laufenen Straßen und drang mehr in die entlegenen Winkel und Sackgäßchen der verschiedenen Stadtviertel vor. Vom Christenviertel angefangen, ging's bald ins Judenviertel und aus diesem ins Mohammedanerviertel hinein. Ich war noch gar nicht weit auf der ersten Straße dieses letztern hingeschlendert, als folgende ergreifende Szene meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Etwa 20 bis 30 Schritt vor mir sah ich einen alten, ergrauten Juden die abwärtsführende Gasse dahinstolpern. Dahinstolpern sage ich, denn um ordentlich zu gehen, dazu fehlten ihm nunmehr die einstigen kräftigen Füße, welche es ihm ermöglicht hätten, feste und sichere Tritte zu machen. Indem ich nun so nach dem Alten hinüberschaue, stürzt sich, ich weiß nicht mehr woher, ein junger Araber, vielleicht im Alter von 18 bis 20 Jahren, auf den Greis und versetzt ihm einen Faustschlag in den Rücken, so daß der Arme fast unter demselben zusammenbricht. Im Nu rennt er davon, kehrt aber ebenso schnell zu dem Alten zurück, ihm einen neuen Stoß versetzend. Eine äußere Veranlassung zu dieser Mißhandlung konnte ich nicht entdecken, denn unmöglich konnte der zaghafte Alte diesen Unhold irgendwie herausgefordert haben; die einzige Ursache dieser Tyrannisierung konnte nur die sein, daß er ein Jude war.

„Aber wie kommt es doch,“ durchfliegt mich ein Gedanke, „daß niemand von seinen Glaubensgenossen ihm beispringt? Nirgends sonstwo würden sich doch die Juden das bieten lassen, selbst in Rußland nicht.“ Da erinnere ich mich denn, daß ich mich ja nicht im Juden-, sondern im Mohammedanerviertel befinde und schließe hieraus, es mögen überhaupt keine Juden in diesem Theil der Stadt wohnen. Die Straße war allerdings sehr wenig belebt, nur hier und da gingen einzelne Türken und Araber ab und zu. Während dieser Gedanken hatte ich meine Schritte beschleunigt und war somit dem Greise um ein Beträchtliches näher gekommen, als auch jener Araber einen neuen Anlauf machte und mit erhobener Faust wütend daherstürmte. Jetzt konnte ich's nicht mehr länger aushalten. „Es komme, was da will,“ hieß es bei mir, „aber dieser Schlag soll den Alten nicht treffen!“ Mit Blitzesschnelle warf ich mich dem tollen Araber entgegen und drang, mit hoherhobener geballter Faust ihn anherrschend, auf ihn ein. Das kam ihm mehr als uner-

wartet, denn sein Lebtag hindurch mochte er weder gesehen noch gehört haben, daß jemand für dieses „verachtete Gefindel“ je Partei ergriffen habe. Wie vom Blitz getroffen, wich er denn auch schnell zurück, sich tief duckend und bückend, um einem vermeintlichen Schläge von mir zu entgehen, und erst als er sich meiner Nähe entzogen zu haben glaubte, richtete er sich hoch auf, schaute mich zähneknirschend an und rannte davon.

Der Sieg war mir leichter geworden, als ich vorausgesehen hatte; dennoch konnte ich mich hinterher nicht des Gedankens erwehren: „Wie, wenn du nach einigen Augenblicken ebenso das Hasenpanier wirst ergreifen müssen? Dieser Wüterich wird ja nicht verfehlen, seinen Glaubensgenossen weis zu machen, daß du, ein Christ, ein Gieur, ihn gemißhandelt hättest, oder werden diese nicht von selbst die angethane Schmach zu rächen suchen?“ Doch nur einen Augenblick gab ich diesem Gedanken Raum, dann schaute ich mich nach dem Alten um, der zitternd wie ein Espenlaub, ohne sich umzuschauen von dieser Stätte zu entkommen suchte. Ich eilte ihm nach, legte sanft meine Hand auf seine Schulter, wobei er indes in tausend Angsten zusammenzuckte, und erst dann, nachdem ich ihm mit lauter, freundlicher Stimme im nachgeahmten Jargon zurief: „Fürchtet euch nicht, Alter, kein Mensch darf euch nun etwas thun!“ wagte er seine Augen auf mich zu richten.

Ich begann ihn nun zu fragen, weshalb der Araber ihn so gemißhandelt habe, was er ihm gethan usw., aber eine Antwort war von ihm nicht herauszubekommen; erschrocken wie er war, eilte er, wenn ich so sagen darf, unter meinem Schutze immer weiter. In den wenigen Augenblicken jedoch, in welchen ich mich mit ihm beschäftigt hatte, ohne aufzuschauen, war die Straße wie mit einem Zauberschläge voller Menschen gefüllt, und zu meinem größten Staunen waren die meisten von ihnen Juden. Schnell hatten sie mich umringt und brachten mir frohen Angesichts Dankesbezeugungen für die Befreiung des Greises, wobei jeder von ihnen sich so nahe als möglich an mich zu drängen und allerlei Fragen an mich zu richten suchte. Der Knäuel wuchs indes so rapid, daß die ganze Breite der Gasse in einigen Minuten vollkommen gesperrt war.

„Wir müssen fort von der Straße, wir müssen in ein Haus mit dem Herrn!“ rief einer von ihnen in den Haufen hinein, „dort können wir mit ihm sprechen!“ Ich fühlte das Praktische dieses Vorschlags und bat, man möchte ihn in Ausführung bringen, weil wir sonst womöglich noch mit der Polizei wegen eines Straßenaufbaus zu thun bekommen könnten. Zehn bis zwölf Häuser wurden nun zugleich in Vorschlag gebracht und in jedes von diesen wünschte man mich mitzuzerren, und während man in der Wahl zwischen dem einen und dem andern schwankte, wogte die Menschenmasse bald nach der einen, bald nach der andern Richtung. Da half uns ein Buchbinder aus der Verlegenheit, welcher seine Werkstatt dicht an der Straße hatte: „Warum wollt ihr denn so weit gehen!“ schrie er in den Haufen hinein, „ist doch Platz für alle in meinem Geschäft!“ und dabei öffnete er die Thürflügel seines Gewölbes, so weit er nur konnte. Ohne sich noch lange zu beraten, strömten sofort so viel als irgend eine Stätte drinnen finden konnten hinein, und ich wurde allerdings nachgeschoben. Leider war es mit dem „Platz für alle“ nicht sehr weit her, denn die größte Hälfte mußte entweder auf der Straße bleiben oder heimziehen, obwohl die Werkbische, Hobelbänke und alle Ecken und Winkel vollständig besetzt worden waren. Ich wählte mir einen Klotz zum Sitz, doch der war nach der Meinung der ganzen Versammlung doch zu schlecht für mich; schnell suchte man nun einen halbzerrissenen Sessel hervor, stellte ihn nahe an die Thür, da weiterhin kein Platz war und nötigte mich zum Sitzen. Sofort begannen denn auch die Fragen.

„Sagt, liebster Herr, von wannen seid Ihr?“ dies war, wie man's bei all den morgenländischen Völkern voraussetzen muß, auch hier die erste Frage. Nachdem ihnen dieselbe beantwortet worden war, wünschten sie zu wissen, was ich in Jerusalem mache.

„Jerusalem,“ sagte ich, „interessiert mich ganz gewiß mehr, als irgend einen von euch; denn das Größte, was Gott für mich gethan hat und thun konnte, hat Er an diesem Orte gethan.“

„Wie kann das sein?! Seid ihr etwa auch ein Jude?“ fragten sie verwundert und neugierig.

„Nein,“ entgegnete ich, „ein Jude bin ich nicht, ich bin ein Christ, aber ein Christ, der auch Mosen, die Propheten und allen andern Gottesmännern, die hier gelebt, von ganzem Herzen glaubt, und der da glaubt, daß Gott nicht nur für die Juden Großes thun wollte und gethan hat. Zwar ist es unumstößlich wahr, ihr habt die ersten und weitgehendsten Verheißungen von Gott, aber die allergrößte von ihnen geht, Gott sei ewig Dank dafür, nicht euch allein an, sondern alle Völker der Erde, und weil dem so ist, so habe ich auch teil daran.“

Dies war mit einer festen und überzeugenden Gewißheit von meiner Seite zu ihnen gesprochen, so daß jeder Zweifel an meiner Aufrichtigkeit bei ihnen ausgeschlossen erschien, denn mein Interesse an Jerusalem, mein Glaube an Mose und die Propheten und vor allem wohl das energische Eintreten für den alten Mann, schien sie mir ganz wohlwollend gemacht zu haben, was mir nicht entging, und es war mir, wie wenn ich einen geheimen Wink vom Herrn bekam, diese Gelegenheit zu benutzen, um ihnen getrost Christum, den Gekreuzigten, offen zu verkündigen.

Bald wurde mir nun die Frage von ihnen vorgelegt, welche Verheißung ich eigentlich für die allergrößte halte.

„Nun,“ sagte ich, „es ist jene, die auch ihr alle für die allergrößte anseht, und die seit Israel existiert, die wichtigste war und auch die wichtigste bleiben wird, solange es noch Juden auf Gottes Erdboden geben wird, weil alle Glückseligkeit, die sich ein Mensch nur denken kann, in ihr eingeschlossen ist; ich meine doch nicht zu irren, wenn ich annehme, ihr haltet jene Zusage Gottes von der Sendung eines Erlösers und Erretters, oder mit andern Worten des Messias von allen andern Zusagen für die allergrößte, und das thue ich auch, und das um so mehr, weil, wie ich sagte, an ihr alle Menschen einen Anteil haben.“

„Ah, er glaubt auch an den Messias!“ riefen einige ganz froh aus.

„Ja, lieben Freunde, ich glaube an den Messias, das ist es auch, was mich überaus froh und glücklich macht, und dadurch nur habe ich auch ein Interesse an Jerusalem und eurem ganzen Lande.“

„Aber wie könnt Ihr ein Christ sein und an den Messias glauben?“ fragten andre.

„Und wie könnt Ihr Mose glauben und den alten Propheten und doch ein Christ sein?“ setzten wieder andre hinzu.

„Das, lieben Freunde, scheinen allerdings lauter Widersprüche zu sein, und doch ist es ganz natürlich, wenn ein Mensch, der Mose und den Propheten von ganzem Herzen Glauben schenkt, gerade durch sie zu Christo geführt wird, weil diese von Ihm geredet haben.“

„Ja,“ riefen etliche unter ihnen, „Ihr glaubt wie alle Christen, Christus ist der Messias, Ihr glaubt, der Messias ist schon dagewesen; wir glauben, Er wird noch kommen.“

„Allerdings glaube ich, der Messias sei schon erschienen und ich bin überzeugt, wenn ihr Mose und den Propheten von Herzen glauben würdet, dann müßtet ihr daselbe thun. Es thut mir sehr leid, keine Bibel bei mir zu haben, ich würde es euch sonst mit Gottes Hilfe aus euren Büchern zeigen, wann Er kommen mußte und diese Zeit ist nun schon lange vorüber. Es war zuerst der alte Jakob, der Stammvater der zwölf Geschlechter Israels, welcher vor seinem Sterben die Zeit der Ankunft des Messias deutlich vorausgesagt hat.“

Verwundert fragten sie nun untereinander, wann doch wohl Jakob das gesagt haben mag, und dann verlangten sie, ich möchte ihnen sagen, woher ich wisse, was Jakob vor seinem Tode gesprochen habe. Ich nannte ihnen 1 Mose 49, 10, abermals bedauernd, keine Bibel zu haben. Unser geschäftiger Buchbinder war indes sofort bei der Hand und half diesem Mangel, wenn auch nicht für mich, so doch für seine Glaubensgenossen, ab. Mit einem Sage hatte er die Hobelbank bestiegen und langte von den an der Wand angebrachten Brettern, welche voll von gebundenen und ungebundenen Büchern starrten, obiges Buch hervor. Es wurde einem von ihnen als unter ihnen anerkannt gelehrtesten Mann eingehändigt, welcher die betreffende Stelle bald aufgeschlagen hatte, und dann laut vorlas und übersetzte. Ein Teil der anwesenden Juden verstand jedoch nur russisch; diese baten, man möchte es auch in dieser Sprache übersetzen, und wenn ich sprechen würde, sollte ich das Gleiche thun.

„In dieser Stelle ist,“ so begann ich, „wie Sie gehört haben, von dem Schilo die Rede, der aus Juda stammen sollte, d. i. aus jenem Geschlechte, aus dem, wie uns David und all die Propheten sagen, der Messias herkommen sollte. Wer ist denn dieser Schilo, von dem der alte Vater Jakob in seinen letzten Lebensaugenblicken nicht schweigen kann, sondern Jahrhunderte, ja, Jahrtausende vorher, ehe Er erscheint, redet? Mose meint er doch nicht, David auch nicht, Salomo ebenfalls nicht und so keinen von all den andern Königen Israels, und zwar aus ganz klaren Gründen, die in diesen Worten liegen. Mose konnte es schon deshalb nicht sein, weil er vom Geschlechte Levis herkam und bereits in Israel erschien, ehe noch ein Szepter in Juda existierte, und die andern, die Könige in Israel, sind es auch nicht, denn sie hatten immer ein Volk, das ihnen anhing, diesem sollten aber die Völker, d. i. viele anhangen! Wenn nun aber diese hervorragenden Männer in dieser Weissagung übergangen sind, so ist's klar, daß Jakobs Blick auf einem noch größern ruhte, als sie waren; größer aber als Mose, David, Salomo usw. ist nur Einer, und das ist der Messias. Ja, von Ihm ist hier die Rede, und soviel ich weiß, verstehen die meisten von euren Rabbis diese Stelle auch von Ihm und keinem andern. Steht das erst einmal für uns fest, dann dürfen wir auch ganz getrost darangehen, um zu untersuchen, wann und zu welcher Zeit Er erscheinen mußte und das wollen wir auch sofort thun.

„Was nun die Zeit betrifft, wann der Messias erscheinen sollte,“ fuhr ich fort, „so ist uns zwar dieselbe nicht nach Jahren mit genauen Ziffern bestimmt, aber sie ist so eingegrenzt, daß Er innerhalb eines gewissen, hier in dieser Schriftstelle gegebenen Zeitraums kommen mußte, und diesen zu bestimmen, ist gar nicht schwer. Ihr wißt sehr gut, ein Szepter, von dem hier die Rede ist, bedeutet einen Herrscherstab, welchen ein König über ein bestehendes Reich handhabt, um es zu regieren. Giebt es ein solches Reich und einen solchen König nicht mehr, dann kann auch von einem Szepter, nicht mehr die Rede sein, es hat keinen Sinn. Nun sollte aber nach den Worten des sterbenden Jakob zur Zeit der Ankunft des Schilo oder des Messias, noch in Juda der Herrscherstab gehandhabt werden; er sollte, so ist

es ausdrücklich betont, diesem Stamme bis dahin nicht entrisen werden; das heißt doch mit andern Worten, daß das Königreich Juda bis dahin bestehen werde. Dies ist ein solch genauer Umstand, daß man gar nicht mehr im Zweifel zu bleiben braucht, wann der Messias erscheinen mußte. Jeder eurer Knaben von zwölf bis fünfzehn Jahren hat es in der Schule gelernt, bis zu welcher Zeit euer Königreich bestand und wann der letzte eurer Könige regierte. Mit dem König David erhielt Juda dieses Szepter und es verblieb ihm, mit Ausnahme von siebenzig Jahren der babylonischen Gefangenschaft, ungefähr tausend Jahre hindurch und danach ward es ihm bis auf den heutigen Tag genommen und nicht wieder zurückgegeben. Der Messias mußte also in dem Zeitraum der tausendjährigen Herrschaft Judas erscheinen, wenn Gottes Wort Wahrheit bleiben sollte, das ist doch klar! Klar ist auch, daß Er nicht in der Periode, von David bis zur babylonischen Gefangenschaft gekommen ist, denn während jener Zeit sprach David, Jesaja und die andern Propheten immer von Ihm als von einer Person, die noch zukünftig sein sollte; auch kam Er nicht während der babylonischen Gefangenschaft, denn keine Person trat auf, die Ihm auch nur annähernd ähnlich gewesen wäre, dazu sollte Er ja auch nicht zu einer Zeit erscheinen, in welcher das Szepter in Juda nicht gehandhabt würde. Die erste Hälfte dieser tausendjährigen Zeitperiode kommt somit nicht in Betracht, es kann nur die zweite Hälfte sein, in der Er erscheinen konnte, also nach der babylonischen Gefangenschaft. Darauf wiesen auch die Propheten hin, welche nach dieser Zeit weissagten. So beteuert zum Beispiel Haggai den Juden, die, während sie den zweiten Tempel bauten, darüber meinten, daß er so gering sei, dieser werde den ersten an Herrlichkeit übertreffen, weil zu ihm aller „Völker Trost“ kommen würde. (Haggai 2.) Und wenn ihr Maleachi, den letzten eurer Propheten lest, so findet ihr gleich anfangs des dritten Kapitels folgende feierliche Erklärung: „Siehe, ich will meinen Engel senden, der vor mir her den Weg bereiten soll. Und bald wird kommen zu seinem Tempel der Herr, den ihr sucht, und der Engel des Bundes, des ihr begehrt. Siehe, Er kommt, spricht der Herr Zebaoth.“ Zu welchem Tempel sollte und wollte Er denn nun kommen? Zum ersten,

zum Tempel Salomos, konnte Er nicht kommen, der war bereits zerstört; es konnte nur der zweite gemeint sein. Somit stimmten diese Propheten mit Jakob überein. Dieser lebte aber ungefähr vierhundert Jahre vor der Zeit, wo das Bepter von Juda für immer genommen wurde."

"Teuren Freunde, was meint ihr wohl, muß ich, wenn ich Mose und den Propheten glaube, aus dem allen schließen? Muß ich, müßt ihr noch länger auf den Messias warten? Muß ich nicht in Christo den Messias sehen? denn Er erschien zu der verheißenen Zeit."

Ich hielt nun einige Augenblicke inne, um etwaigen Einwendungen Raum zu geben, die auch bald von verschiedener Seite laut wurden. Wie zum Beispiel: „Dies ist doch nur die einzige Stelle, sie lasse sich auch anders deuten, oder könnte auch auf eine andre Person bezogen werden" usw. Bei alledem waren indes die Einwendungen nicht derart, daß sie als ernsten Widerspruch gelten konnten, man fühlte vielmehr das Bemühen heraus, den empfangenen Eindruck nicht so stark erscheinen zu lassen, als er wirklich zur Geltung gekommen war. Das ermutigte mich denn auch, getrost und mit großer Freude fortzufahren.

„Ich weiß," begann ich wieder, „wie man die Stellen, die von niemand anders als vom Messias handeln, auf andre Personen zu deuten sucht, weil man eben nur glauben möchte, was man will und nicht, was Gott uns zu glauben vorgiebt; ich weiß auch, wie schwierig es den Leuten wird, diese Stelle zu verstehen, und doch thut man es und zwar zu eignem und andrer Leute Verderben. Ich habe hierin auch schon einige Erfahrungen gemacht. Da hatte ich einmal eine lange Unterredung mit mehreren recht gelehrten Juden, die ähnlich wie unsre heutige sich auf den Messias bezog und ich staunte, wie sie jede Stelle, welche ich aus euren Büchern von Ihm anführte, auf irgend eine andre Person deuteten. Als ich endlich mit allen Stellen fertig war, so daß mir keine mehr einfiel, fragte ich die Herren, ob sie überhaupt glauben, Mose und die Propheten oder irgend sonst jemand rede in der Heiligen Schrift von dem Messias?" „O, gewiß, gewiß!" erwiderten sie schnell,

„wir würden ja sonst nichts von Ihm und seinem Erscheinen wissen!" „Nun gut," sagte ich, „ich habe euch bis jetzt keine einzige Stelle von Ihm anführen können; alle, die ich euch nannte, handelten gar nicht von Ihm, wie ihr sagt; es ist nun an euch die Reihe, mir solche anzugeben, ich bin ganz bereit, euch zuzuhören, wie ihr mir bis jetzt zuhörtet." Doch die guten Herren, die so bekannt waren mit der Heiligen Schrift, wußten, nachdem sie die wirklichen durch falsche Deutung auf andre Personen vernichtet hatten, mir keine Stelle vom Messias zu nennen! Berlegen sahen sie einander an, ohne einen Rat zu wissen, wie sie sich helfen könnten. Sagt, was wird wohl Gott dazu sagen, wenn man so mit seinem Worte umgeht?

„Dann ist es bei weitem nicht die einzige Stelle, wie man eben zu bemerken suchte, die so deutlich von dem Zeitpunkt der Erscheinung des Messias redet. Ihr vergaßt, daß ihr aus Haggai und Maleachi gelesen habt, der Herr würde zu seinem Tempel kommen und das deutet doch auf die Zeit seiner Erscheinung hin. Wenn ihr ferner den Propheten Daniel aufschlagen wolltet, so würdet ihr im 9. Kapitel vom 24. Vers bis zu Ende zu demselben Resultat gelangen, zu dem wir mit Jakobs Worten kamen."

Raum hatte ich die Stelle erwähnt, so verlangte auch eine ganze Anzahl Männer, der Buchbinder möchte den Propheten Daniel herreichen. Das Buch ward bald gefunden und die Stelle auch, und nun wurde, wie bei jeder andern Stelle, gelesen und überseht, bis sie von allen dem Sinne nach verstanden ward; dann richtete man die Blicke auf mich, gleichsam fragend, was ich eigentlich mit derselben erdeuten oder sagen wollte.

„Nicht wahr," so begann ich von neuem, „hier brauchen wir nicht erst zu fragen, von wem wohl die Rede ist, denn es ist ganz deutlich gesagt: es handelt sich um Daniels Volk und den Messias. Als diese Worte zu Daniel gesprochen wurden, befand er sich in der Gefangenschaft, Jerusalem war zerstört und die Juden aus ihrem Lande weggeführt. Gott hatte indes zuvor gesagt, daß die Juden nach siebenzig Jahren wieder zurück in ihr Land kehren sollten. Daniel hatte aber über diese Weissagung nachgedacht und darüber gebetet, als ihm nicht nur

gesagt wurde, daß das wirklich alles geschehen sollte, sondern der Befehl, Jerusalem solle wieder gebaut werden, habe ihm als Ausgangspunkt zu dienen, von dem ab er die Jahre zu zählen habe bis auf Christum, den Messias. Bis zu demselben sollten 7 und 62 Wochen gezählt werden. Ihr wißt sehr gut, wie eine Woche von 7 Tagen hier 7 Jahre bedeuten, denn so rechneten die Alten oftmals: das wären also 69 mal 7 oder 483 Jahre. Wie, meint ihr, diese sind bis jetzt noch nicht verflossen? Nein, im Gegenteil, seit jenem Befehl sind bis heute weit über 2300 Jahre dahingegangen! Wenn ich nun Daniel glaube, soll ich denn noch länger auf den Messias warten, oder muß ich nicht an Christum als den Messias glauben, der zu der vorhergesagten Zeit erschien und somit auch dieses Wort erfüllte? Und ich muß es um so mehr, weil ich auch aus all den andern Umständen die ich in dieser Schriftstelle angeführt finde, sehe, daß ein Irrtum in der Berechnung der Jahre gar nicht stattfinden kann. Der erste Umstand ist da: Nach den 69 Wochen werde der Messias ausgerottet werden; Er ist es wirklich, Er starb. Der zweite Umstand ist: Die Stadt und das Heiligtum sollten danach zerstört werden; das ist auch geschehen. Der dritte Umstand lautet: »Bis zum Ende des Streites wird es wüste bleiben;« so ist es geschehen; man hat seither euch weder Jerusalem bauen lassen, noch den Tempel, noch dieses Land ausgeliefert, wie ihr heute mit euren Augen seht und selbst Zeugen seid. Sind das nicht genaue Umstände, die pünktliche Zeit anzudeuten? Wie kann noch irgend ein Zweifel übrigbleiben, daß der Messias schon gekommen sei? O, wie thut es mir leid, euch ohne Ihn zu sehen, da Er zu euch gesandt war!

„Meines Erachtens,“ fuhr ich weiter fort, „sind es zwei Hauptursachen, warum Er von den Juden nicht erkannt ward und wird. Die erste ist, weil sie nicht genau auf Gottes Wort achteten und noch achten, denn dann würden sie einst und auch heute nicht nach einem Messias ausschauen, der ihnen nur Glanz, Herrlichkeit, Freiheit, Freiheit von der irdischen Knechtschaft, ein Reich auf Erden bringen und selbst in großer Herrlichkeit einherzugehn habe; sondern sie würden sehr bald finden, daß obgleich Er dieses alles geben will, Er zuerst selbst arm, demütig und gering sein müsse, wie es in den Propheten geschrieben steht. Lest zum

Beispiel Sach. 9, 9; Jes. 11, 1; Jes. 53, 1—3. Ja, ihr würdet finden, Er habe nach der Schrift zu leiden, zu bluten und um seines Volkes Sünde willen zu sterben. O, schaut doch genauer nach, dies ist sein rechtes Bild! Anstatt aber selbst zu forschen und nachzusehen, liest man meistens die Auslegungen über diese Stellen und das ist Israels Unglück.

„Die zweite Ursache ist, Israel sieht sich für gut genug an vor Gott: es hat keinen nötig, der ihre Sünden trage und für sie büße, und doch war dies das erste Werk, welches der Messias thun wollte und thun mußte, wenn er ein rechter Messias, ein Erlöser von der Knechtschaft und dem Fluche der Sünde sein sollte. Nun hat Israel einen solchen nicht nötig; darum schaut es auch nicht aus nach Ihm und es ist kein Wunder, daß es Ihn nicht findet noch erkennt; ja, es hat sich, weil Er gerade in dieser Eigenschaft zu Israel kam, an Ihm, als den Stein des Anstoßes geärgert und ist gefallen. Und das ist ganz begreiflich, denn wozu ist einem Menschen ein Arzt nötig, wenn er in der Überzeugung steht, er sei vollkommen gesund? O, lieben Freunde, weder ihr noch wir wissen, wenn wir uns für gut genug für Gott ansehen, was wir aus Stellen wie zum Beispiel Jes. 53, 4—6 machen sollen, bis uns Gott zeigt, wir sind furchtbar krank an Leib und Seele, wir sind durchfressen von der Sünde und befinden uns bei dem allen auf dem Wege des Irrtums wie Schafe, die sich nicht zurechtfinden können! Und seht, gerade diese Stelle redet vom Messias und von euch, denn der Prophet Jesaja war doch ein Prophet für Israel nicht so?“

Ganz kleinlaut bejahten sie diese letzte Frage und dann ward der Prophet Jesaja aus dem Büchervorrat des Buchbinders hervorgeholt und da wir nun einmal beim 53. Kapitel waren, gingen wir dasselbe, von den angeführten Versen angefangen, bis zum Ende durch. Die Segnungen, welche der Herr auf diesen herrlichen Abschnitt seines Wortes legte in jener Stunde, ich bin es fast gewiß, sie haben Frucht geschafft in so manchem Herzen für die Ewigkeit; denn es ist unmöglich, daß solche Wirkungen des Heiligen Geistes, wie ich sie damals selbst empfand und wie sie sich in den Gebärden und auf den Angesichtern dieser Juden offenbarten, ohne Folgen bleiben konnten

Es ist mir jetzt rein unmöglich, all die herrlichen Gedanken, welche mir in jener Stunde wurden, hier auch nur annähernd wiederzugeben; ich weiß nur, daß mir der Herr in seiner Erniedrigung, der Herr in seinem Leiden und Sterben und schließlich in seiner Auferstehung und seinem endlosen Fortwalten so lebendig vor meiner Seele stand, wie dies noch nie bei diesem Abschnitt der Schrift der Fall gewesen war. Aber auch bei meinen Zuhörern nahm ich einen Ernst und eine Andacht wahr, die je länger je mehr zunahm. Sie ließen sich keinen Gedanken entschlüpfen, sondern fragten wieder und abermal, wenn sie irgend etwas nicht verstanden hatten und vergaß ich einmal das, was ich deutsch gesagt ins russische zu übertragen, so bat man so lange, bis ich die russisch Redenden auch befriedigt hatte oder ein anderer dies für mich that. Schließlich war es auch für mich Zeit geworden, abzubrechen. Ich stand auf und wünschte ihnen von Herzen das volle Heil und die Seligkeit in dem teuren Messias, wie ich sie nun schon besitze. Keiner antwortete auch nur ein Wort; man fühlte, sie standen unter einem heiligen Banne, der ihnen nicht erlaubte zu sagen: „Das ist nicht wahr!“ Auch waren sie weit davon entfernt, durch all diese Wahrheiten abgestoßen oder erbittert worden zu sein, was mir der Dank bezeugte, den sich jeder von ihnen beeilte, mir in einem kräftigen Händedruck und irgend einem herzlichen Segenswunsch zu bezeugen. Selbst nachdem ich schon um einige Straßenecken eingebogen hatte und unter dem Menschengetümmel verschwunden schien, waren mir noch ihrer zwei nachgeeilt, hielten mich an und schütteten ihr volles Herz vor mir aus. Mit funkelndem Auge und mit einem frohen Angesicht, als ob sie heute eine reiche Beute gemacht hätten, bekannten sie: „Welch ein köstliches Ding ist es doch, einmal einen zu hören über diese Sache, der sie wirklich kennt! Wir haben bis jetzt so etwas noch nie gehört!“ Und dann folgte von neuem ein tiefgefühlter Dank von diesen beiden. Hier unter der Menschenmenge konnten sie, un- gesehen von ihren Glaubensgenossen, ihren Herzen freien Lauf lassen, was, wie es scheint, sie aus Furcht im Buchbindergeschäft nicht gewagt hatten. Und ich bin überzeugt, diese waren nicht die einzigen, welche einen solchen Segen davongetragen hatten. Mit heißem Dank zum Herrn für seine so wunderbare

Führung an diesem Tage, schritt ich meiner Herberge zu. Kein Mensch hätte es so arrangieren können, daß aus dem anfänglichen Bösen so viel Gutes kommen mußte; das konnte nur Er! Wie hätte ich ahnen können, mir würde aus einem Streit, einer Schlägerei, sich eine Gelegenheit entwickeln, mit Juden eine Bibelfunde zu halten, die beinahe anderthalb Stunden währen sollte, die so friedlich und segensreich enden würde und bei der ich gerade an diesem Volke eine so aufmerksame Zuhörerschaft haben sollte, wie kaum je unter den Christen! Tagelang wirkte die Weihe, die ich selbst aus dieser Versammlung davongetragen hatte, in mir nach, so daß ich keinen deutschsprechenden Juden sehen konnte, ohne nicht sofort über das Eine, was not thut, mit ihm anzuknüpfen, oder für das ganze Volk mit Inbrunst zum Herrn zu flehen, daß bald die Zeit der Erquickung vom Angesicht des Herrn über sie alle kommen möge. Ihm sei Ehre und Dank für alles!

16. Die Grabeskirche.

Die meisten uns wichtigen Stätten in und um Jerusalem haben wir den lieben Lesern versucht zu beschreiben. Wir haben in Bethlehem, dem Geburtsorte unsers Herrn, geweiht sind auf dem Ölberge, dem Tempelplatze, in Bethanien, Gethsemane und verschiedenen andern Orten gewesen, und sind hierbei einmal um das andre an jener Stätte vorübergeeilt, die uns als der Ort bezeichnet wird, wo unser hochgelobter Herr und Meister seinen letzten Atemzug aushauchte, indem Er seine Seele als Schuldopfer zur Erlösung für Viele in den Tod gab, und wo Er auch in Josephs Grab zur Ruhe gebettet wurde, Golgatha! Klingt wohl irgend ein Ortsname hier auf Erden lieblicher als dieser? Wessen Herz von allen denen, die aus seliger Erfahrung wissen, daß sie Christi Eigentum sind, hat nicht sofort höher geschlagen und ist nicht im Geiste hingezogen worden nach Golgatha, sobald ihm dieser Name entgegenschallte? Und wer von ihnen war nicht schon dort unter der Leitung jenes wahrhaftigen Führers, des Geistes der Wahrheit, der mit himmlischen Farben und unauslöschlichem Eindruck diese köstliche Stätte und alles, was dort für uns geschah, jedem zu malen versteht, wie kein Mensch auf Erden und alle Engel im Himmel es nicht

vermögen. Gewiß kann die Mehrzahl der lieben Leser dieser Zeilen von Herzen mit dem seligen Binzendorf aus tiefster Überzeugung einstimmen, wenn er singt:

„Ich bin durch manche Zeiten,
Wohl gar durch Ewigkeiten
In meinem Geist gereist,
Nichts hat mirs Herz genommen,
Als da ich angekommen
Auf Golgatha, Gott sei gepreist!“

Und sollten diese Zeilen einigen in die Hände fallen, die diese Reise im Geiste noch nicht gemacht haben, und die noch nicht vom Heiligen Geist dahingebracht werden konnten, ihr Herz dort Jesu hinzugeben, so möchte ich sie dringend bitten, lieber das Buch aus ihren Händen zu legen, auf ihre Kniee zu sinken und sofort Golgatha, die Stätte der Hingabe Jesu für uns, zur Stätte ihrer Hingabe an Jesum zu machen; denn wir können wohl sehr gut ohne die Beschreibung dieses Ortes bleiben, aber, wenn wir nicht ewig verloren gehen wollen, nicht ohne Jesum und sein hier vollbrachtes Erlösungswerk.

Um sich nun eine richtige Ansicht von dem heutigen Golgatha, dem Grabe des Herrn usw. zu bilden, muß man vorerst einmal die Vorstellung, wie man sie sich von einem kegelförmigen Berge oder Hügel auf freiem Plage in der Nähe der Stadt, einem Garten „nahe bei der Stätte“ und einem Grabe darin, wohl in seiner eignen Idee dem Schriftwort nach vorgemalt hat, fahren lassen; denn nichts von alledem findet der Besucher heute in Jerusalem. Nicht außerhalb der jetzigen Stadtmauer, sondern innerhalb und zwar ziemlich weit von der westlichen Seite derselben, finden wir mitten im wohlbebauten Christenviertel, von einer Häusermasse umgeben, jene uralte Basilika, die wir einfach mit dem Namen „die Grabeskirche“ bezeichnen, da sie angeblich über dem Grabe Christi erbaut sein soll. Sie stößt von keiner Seite an irgend eine Straße und würde, wenn einen der Menschenstrom nicht gerade hinführte, ungefragt kaum aufzufinden sein. Von meiner Herberge, dem Johanniter-Hospiz, war sie in höchstens drei Minuten zu erreichen, während die Kuppel von unserm Dache aus, auf dem wir abends, wenn es

kühl geworden war, spazierten, so nahe zu sein schien, daß sie mit einem Steinwurf erreicht werden konnte.

Steigen wir nun die Treppe von unserm Hospiz hinab und kehren sofort nach rechts, wie wir die Straße erreicht haben und wenden uns in der gleich darauffolgenden Straße abermals rechts, gehen auf derselben an allerlei Tabaksläden, Südfrucht-Handlungen, orientalischen Garfäden und Gewürzgewölben vorbei, bis zur nächsten Straßenecke, wo wir noch einmal rechts einbiegen und dann am Muristen (Hospital der Johanniter zur Zeit der Kreuzzüge) vorüber, geradeaus in das offene Thor oder die kleine Pforte, durch welche beständig Leute aus- und eingehen, und wir befinden uns auf dem nicht allzugroßen Kirchenplage der Basilika. Hier sieht es bunt aus, da sich eine große Schar Händler vom frühen Morgen bis zum Abend auf diesem Plage herumtummeln, die allerlei Perlmutterarbeiten und Olivenholzsachen wie Muscheln, Kruzifixe, Kreuze, Rosenkränze, Photographien, Jerichorosen usw. an die vorübergehenden Pilger feilbieten, welche letztere wieder ihrerseits, ehe sie in die Kirche eintreten, oder wenn sie aus derselben herauskommen, um dieselben feilschen und handeln. Man glaubt sich eher auf einem Bazar zu befinden, als auf dem Hofe und vor der Thür der Grabeskirche. Schreiten wir schräg über dieses Viereck, so nahen wir uns dem größten Eingange des alten Gebäudes. Dieser führt direkt in die Grabeskirche; andre, kleinere Eingänge dicht nebenan führen in die Koptische Kirche des Erzengels Michael, die Armenische Johannis des Täufers, in das orthodoxe Kloster des Erzwaters Abraham usw. Überhaupt ist das ganze Gebäude ein wahres Labyrinth, in dem man sich nach mehreren Besuchen nicht recht orientieren kann, weil es eine Menge Kapellen und Kapellchen einschließt, die auf allerhand Legenden und Sagen hin erbaut sind und irgend einer von den orientalischen oder lateinischen Kirchen-Parteien gehören. Wir werden sie außer Acht lassen, weil es doch von keinem Nutzen für uns ist, ob wir wissen, daß der Aberglaube und die Sucht, alles unter eine Kappe zu bringen, an diesen Ort die Grabstätten Adams, Evas, Abels, Melchisedeks, des Königs zu Salem, Longinus, des Kriegsknechtes, der Jesum mit einem Speer die Seite geöffnet hat usw. usw., hierher verlegt haben oder nicht.

Wir treten also ein, um die uns teuren Stätten Golgatha und das Grab des Herrn zu schauen. Raum haben wir jedoch einige Schritte gethan, so sind wir daran, alle unsre Feierlichkeit und Andacht fahren zu lassen; ein uns völlig unerwarteter und fremdartiger Anblick ist bereit, uns dieselbe zu rauben. Da, linker Hand in einer geräumigen Nische, lagern auf einer mit Matten und Wolldecken belegten Pritsche vier bis fünf Mann türkischer Soldaten, die ganz gemütlich miteinander plaudern und dabei ihre blauen Tabaks-Rauchwolken in die Luft blasen, als ob sie sich in einem Kaffeehause befänden. Man weiß im ersten Augenblick eigentlich nicht, was man sagen oder denken soll. Unwillkürlich wurde ich an die Worte Pilato erinnert, als er zu den Juden sagte: „Da habt ihr die Hüter; geht hin und verwahrt es, wie ihr wißt,“ und im stillen für mich dachte ich: „Also bis an den heutigen Tag wird noch immer das Grab des Herrn bewacht!“ Doch nein, nicht das Grab des Herrn ist es, das sie bewachen, sondern die Besucher desselben sind Gegenstand ihrer Beachtung. Man möchte von Grund des Herzens über diesen Unfug der türkischen Regierung, daß sie ihr Militär in diese Kirche gelegt, zürnen, wenn man nicht schon vorher wüßte, die Anwesenheit dieser Ragtiel ist eigentlich eine Wohlthat für die Verehrer dieser Stätten. Und daß dem so ist, ist ein unendlich größeres Argerniß, als jene Mannschaft mit blankem Gewehr und Waffen in der Grabeskirche. Welch eine vernichtende Ironie liegt nicht darin, daß diejenigen, die sich für Jünger des Friedensfürsten ausgeben, von den Nachfolgern jenes falschen Propheten, der seine Religion mit dem bloßen Schwerte ausbreitete, zum Frieden angehalten werden müssen! Daß dies die Ursache der Besatzung in der Kirche ist, kann man von jedermann in Jerusalem erfahren. Originell, aber ganz der Wahrheit gemäß, schreibt hierüber William Hepworth Dixon. Er sagt: „Unter den vielen Menschen, die in dieser Halle zusammenkommen und unter dieser Kuppel Gott verehren, giebt es zwanzig Rivalen und nicht zwei Brüder. Der Pilger des einen Landes hält den Pilger aus dem andern Lande für einen Keger und Schurken, für einen Menschen, der von der wahren Kirche abgefallen ist und den wahren Gott leugnet . . . Warum, fragt er sich, soll einem falschen Christen

auf Erden ein besseres Los bereitet werden, als es im Himmel sein wird? In der zukünftigen Welt wird der Schismatiker unter den Verlorenen wohnen müssen; warum soll er denn nicht von seinen Mitmenschen gehaßt und geschmäht, verdammt und mit Füßen getreten werden?“

Nun sind in diesen weiten Hallen eigentlich nur Golgatha und das Grab des Herrn Gemeingut aller Sekten, das heißt jede hat das Recht, zu der ihr festgesetzten Stunde vor dem Schrein des Grabes ihren Gottesdienst abzuhalten; wie sie denn auch fortwährend bei demselben einander ablösen. Doch gerade hier, bei diesen Gottesdiensten, wird das Feuer, nicht etwa der Andacht, aber des gegenseitigen Hasses angefacht und geschürt. Dixon schreibt hierüber weiter: „Gesezt, die Kopten stehen vor dem heiligen Schreine; lange ehe sie mit ihrem Gottesdienst von sechzig Minuten zu Ende sind, haben die Armenier sich um das Chor herum versammelt, nicht um sich den Gebeten und Kniebeugungen anzuschließen, sondern um profane Melodien zu brummen, die koptischen Priester auszusprechen, beim Morgengebet zu plappern, zu scherzen und zu knurren. Die Sänger bezahlen sie wieder mit mürrischen Blicken und Flüchen. So wie die Stunde herannahet, wo die Kopten aufhören müssen, fangen die Leute, die ihre Brüder sein sollen, an, zu treiben und zu drängen; die eine Partei sucht eine Sekunde länger zu bleiben, als sie das Recht hat; die andre Partei stößt sie eine Sekunde früher als sie fortzugehen brauchen, mit dem Ellbogen weg. Der falschen Kirche einen Augenblick absteht, wird bei der wahren Kirche für einen Sieg gehalten. Oft kommt es unter diesen Priestern und Gottesverehrer zu Hieben; aber auf den ersten Ruf, daß ein Angriff geschehen, ein Gefecht mit Kerzen, Krummstäben und Kreuzfixen, ist die türkische Wache unter den Waffen und auf dem Plage, und wenn kein Blut geflossen ist, in welchem Falle die Kirche geräumt und zugeschlossen wird, so dürfen die grim-migen Rivalen ihre Gesänge und Gebete unter dem Schutze einer Reihe moslemitischer Musketen vollenden.

„Bei diesen Kämpfen betrachtet jede Partei die türkischen Soldaten als ihre Verbündeten gegen die andern, und man darf es frei und offen sagen, daß unter den griechischen und armenischen Christen Judäas viele sich kein Gewissen machen

würden, beim Abschneiden aller lateinischen Hälse in Jerusalem sich den Dermischen und Fakiren anschließen. Die ernsten Araber sehen zu, ohne eine Miene zu verziehen; sie sagen zu einander: „Allah ist groß! — Wie diese Nazarener einander lieben!“

Das scheint allerdings ein wenig scharf, aber wir können nur sagen, die thatsächliche Wirklichkeit bestätigt jenes Wort als buchstäbliche Wahrheit.

Wir verlassen die Soldaten und schreiten weiter. Da geradeaus vor uns zieht eine flache Steinplatte unsre Aufmerksamkeit besonders auf sich, da eine Menge Pilger an derselben stillstehen, sich auf ihre Kniee niederlassen und sie küssen. Arm-die, acht bis zehn Fuß hohe Wachskerzen umstehen sie, und über ihr hängt eine große Anzahl brennender Ampeln. Es soll dies der Salbungstein sein, auf dem Joseph von Arimathia und Nikodemus Jesum gesalbt haben sollen. Verschiedene Pilger weihen hier ihre Grabtücher, indem sie ein großes Stück weißer Leinwand, so lang und breit der Stein selbst ist, über ihn breiten und dann mit heimnehmen, um, wenn sie gestorben sind, ihren sündigen Leib darein wickeln zu lassen. Alles soll beitragen, den armen, unwissenden Leuten, die keinen lebendigen Heiland haben, die ewige Seligkeit zuzusichern; nach tausend Dingen wird gejagt, gehascht und Geld um Geld gezahlt, und doch ist Eins nur not: Er, Er gebe vollkommenes Genüge.

Dicht vor diesem Steine steigen wir, nach rechts gewandt, die Treppe von 22 Stufen empor und wir befinden uns auf Golgatha. Der Gedanke, an der Stätte zu stehen, wo der Geliebte Gottes und unsrer Seele sein Leben hingegeben hat, läßt sich kaum ertragen. Wenn ich nicht, durch alle meine vorhergefaßten Vorstellungen befremdet, bei dem Anblick immer wieder mit dem Gedanken geplagt worden wäre, ob ich doch auch wirklich die große Gnade habe, auf Golgatha zu stehen, gewiß, ich hätte mich vor Weinen und Schluchzen, vor Freude und Wehmut nicht fassen können; auch hätten mich kaum mein unbefehrter Begleiter und die übrigen Anwesenden zurückgehalten, mich hier auf die Kniee zu werfen und anzubeten.

Golgatha ist, wie sich das nicht anders erwarten läßt, auch in eine Kapelle verwandelt worden; allerdings immer unter dem einen Dach der Basilika. Es ist ein Prachtbau, was die Pfeiler, das Gewölbe und den blankpolierten steinernen Fußboden betrifft; aber was den Schmuck anbelangt, so geht er über alle Vorstellung. Zahlreiche goldne, vergoldete und silberne Lampen und Ampeln, alle brennend und leuchtend, bescheinen eine herrliche Mosaikdecke und Mosaikwand, an der das Kreuz mit dem Bilde des Gekreuzigten in natürlicher Größe aufgerichtet ist. Eine Anzahl Bilder und Gemälde, die in Gold gefaßt und von funkelnden Brillanten strahlen, vermehren den aufgehäuften Reichtum, der von den Reichen und Großen der Erde entweder hierhergebracht oder hergesandt wurde. Zu beiden Seiten des erwähnten Kreuzes wurden auch die Stätten gezeigt, wo die beiden Kreuze der Schächer gestanden haben sollen, und rechts daran wird hinter einer riegelartigen Messingleiste, die man fortschieben kann, eine jener Felspalten gezeigt, die in dem Erbeben entstanden, als unser Herr verschied. (Mt. 27, 52.)

Wir steigen nun die Stufen der Treppe wieder hinab, am Salbungstein vorüber und schreiten links, nicht mehr als acht bis zehn Schritt von demselben, in die größte der verschiedenen hier aneinander gegliederten Kirchen. Es ist dies die eigentliche Grabeskirche. Sie hat keine Fenster, weil solche ihr nichts nützen könnten, da eine Menge Anbauten ihr das Licht von allen Seiten abgeschnitten haben. Dennoch ist es verhältnismäßig hell in ihrem Raum durch das Licht, welches von oben durch die geöffnete gewaltige Kuppel niederfällt. Diese wird von achtzehn massiven Pfeilern und einer prachtvollen Galerie getragen. Gerade unter dieser Kuppel und somit in der Mitte der großen Kirchenrotunde (Durchmesser ungefähr 32—35 Arschin) befindet sich ein kleines Marmor-Kapellchen, das sehr an die in unsern größern Städten häufig erbauten Heiligenschrine erinnert; es ist die Kapelle des heiligen Grabes. Sie ist fast immer umlagert und man kann sich besonders in der Osterwoche nur schwer Zutritt verschaffen vor dem großen Zubrang der vielen Pilger. Als ich zum erstenmal hierherkam, hatte, wenn ich mich recht erinnere, der Koptische Patriarch gerade einen Gottesdienst mit den Angehörigen seiner Kirche. Er stand

in seinem vollen Ornate am Eingange der kleinen Kapelle und hielt für seine Mitanbeter, die nach orientalischer Sitte im Halbkreis auf dem Fußboden kauend saßen, eine kurze Ansprache. Selbstverständlich verstand ich kein Wort, auch konnte ich von niemand sonst etwas über den Inhalt der Rede erfahren; aber die Aufmerksamkeit dieser fahlgelben Zuhörer machte einen tiefen Eindruck auf mich. Wie wünschte ich von Herzen, sie möchten nicht leer von dieser Stätte ziehen, sondern die Kräfte des einst hier Auferstandenen an ihrer Seele erfahren! Nach der Rede folgte die Messe, bei der ihm noch andre Geistliche behilflich waren. Wiederholt ging er hierbei in das Innere der Kapelle zum heiligen Grabe, erschien dann mit dem Weihwasser, um die Andächtigen zu besprengen; dann folgte ein Prozessionsgang um die Kapelle, der von einem gerade nicht harmonischen Gesange begleitet war. Bis zum Abscheu widerlich erschienen hierbei die vier Kawassen, die den Patriarchen hierhergeleitet hatten und nun auch bei dem Rundgang vor ihm hergingen. Mit türkischem Krummsäbel bewaffnet und mit mannhohen, eisenbeschlagenen Stäben in der Hand, schritten sie in langsamem Tempo vor dem Zuge einher, wozu sie alle vier zugleich den Takt mit ihren Stäben auf den steinernen Fußboden schlugen, so daß er bei jedem Schritt erdröhnte, die Stäbe klirrten und es unheimlich dumpf in der ganzen Kirche widerhallte. Daß dieser ekelige Tumult nicht auch zu dem Gottesdienste gehörte, kann sich wohl jeder der lieben Leser denken, aber wozu sollte er doch eigentlich? Nun, er gehörte zum überall großscheinenden Menschendienst, der auch hier gepflegt wird, nämlich zur Verherrlichung des Patriarchen. Er ist allerdings nicht der einzige, der hier an der Stätte der tiefsten Erniedrigung des Herrn, dessen Nachfolger er sein will, seinen ganzen Pomp entfaltet. Dasselbe thut auch der Konstantinopoler Patriarch, der Armenische Katholikos usw. Da ich unter solchen Umständen keine Aussicht hatte, ins heilige Grab zu gelangen, und auch keine Zeit, das Ende abzuwarten, eilte ich hinweg, mich damit tröstend, daß es mir das nächste Mal vielleicht besser gelingen werde.

Nachdem ich mich genau erkundigt hatte, um welche Zeit keine Gottesdienste stattfinden, kam ich des andern Tages wieder

und wirklich, dieses Mal konnte ich es mir nicht besser wünschen. Nur hier und da fanden sich noch einzelne Pilger in der Kirche. Ich schritt sofort zur kleinen Kapelle, die eigentlich im Innern in zwei Abteilungen zerfällt, nämlich in die Vorhalle und das Grab des Herrn. Die Vorhalle ist den Osterengeln geweiht. Mitten in derselben befindet sich ein kleiner, viereckiger Pfosten, der einen Teil jenes Steines stützt, welcher von den Kriegsknechten Pilati vor den Eingang des Grabes gewälzt worden war und am Ostermorgen vom Engel abgewälzt wurde, und auf den er sich hernach auch setzte. Von hier aus soll den Weibern dann die wunderbare Osterbotschaft geworden sein: „Er ist nicht hier; Er ist auferstanden, wie Er gesagt hat.“ Die andre Hälfte dieses Steines soll sich im Armenischen Kloster auf Zion befinden. In dieser halbdunklen Vorhalle befand sich, als ich mit meinem Leipziger Freunde eintrat, ein schwarzer Äthiopier, der dem Zöllner im Evangelium ähnlich, es nicht wagte, in die zweite Abteilung, das ist zum Grabe, zu treten. In tiefe Ehrfurcht und Andacht versunken, stand er unbeweglich da und blickte durch die Grabesöffnung unverwandt in das Innere hinein, ohne hineinzugehen. Wir schauten ihn lange an, und mein junger Begleiter, im Zweifel, ob es doch nicht vielleicht eine Statue sei, erfaßte ihn schließlich bei der Hand und berührte sein Gesicht, wobei er nur eine kleine Wendung machte, um dann weiter in seiner starren Stellung zu verharren. Mir that es recht leid, daß er so unangenehm von uns gestört worden war.

War es in der Vorhalle ziemlich dunkel, so leuchtete es uns um so heller aus der Grabmauer entgegen. Dahinein führt eine niedrige Öffnung, so daß man sich zu bücken hat, um hinein zu gelangen; drinnen indes kann man ganz bequem aufrecht stehen. Überhaupt ist das Innere sehr klein. Ein Priester, der sich am entgegengesetzten Ende befand, mein Leipziger Freund und meine Wenigkeit genügten, um die letzte Ruhestätte des Herrn auszufüllen. Wir standen alle drei ganz dicht an dem denkwürdigsten aller Orte der Erde, an jener wunderbaren Stelle, von der einst der Engel den Weibern zugerufen hatte: „Kommt her und seht die Stätte, da der Herr gelegen hat.“ Das Grablager, in welches Er gebettet worden

war, läuft rechter Hand vom Eingang bis zur entgegengesetzten Wand. Aus Vorsicht, daß es mit der Zeit nicht durch die fortwährenden Küsse und Thränen, mit denen es von dem nie aufhörenden Strome der Pilger bedeckt wird, endlich ganz vernichtet werde, wurde es mit Platten von weißem Marmor bekleidet. Eine Menge goldner und silberner Lampen, vom Gewölbe herabhängend, brennen hier Tag und Nacht und verursachen jene Tageshelle, von der wir eben sagten, aber auch zugleich eine fast unausstehliche Hitze.

Soll ich euch nun meine Eindrücke, meine Gefühle schildern, die mich hier bewegten? Dazu bedürfte es einer berufenen Feder als die meine, denn ich bin es nicht im Stande, und vor allem jetzt nicht, nach Verfluß von mehr als dreieinhalb Jahren. Allerdings würde, wenn ich ganz hierüber schweigen wollte, einer der köstlichsten Momente aus meinem Leben und in diesen Mitteilungen fehlen. Aber ich hoffe, ihr verzeiht mir, wenn ich anstatt meiner Empfindungen die eines lieben deutschen Konsuls, dessen Name mir leider entfallen, hier wiedergebe, weil er besser verstanden, sie zu Papier zu bringen. Er weilte in den vierziger Jahren in Jerusalem und am Grabe des Herrn, und ich las seine Aufzeichnungen gerade in jenen Tagen an Ort und Stelle, und sie geben ein annähernd Bild von dem, was wohl ein jeder, der tiefere Einsicht von Christo und seinem für uns vollbrachten Heile hat, an der Stätte empfinden dürfte, wo des Herrn heiliger Leib gelegen, nachdem seine Seele gearbeitet hatte. Ich kopierte einige Zeilen damals, weil sie so sehr meinen Gefühlen entsprechen und hier sind sie: „Als ich an das heilige Grab trat, stand ein junger Grieche, der, von außen betrachtet, mit der größten Zerknirschung und ganz hingenommen von der tiefsten Andacht zu Boden sank und den kalten Marmor mit seinen Küssen bedeckte. Auch ich hatte meiner innern Stimmung nach, gleich ihm meine Kniee beugen, und den Marmor mit heißen Küssen bedecken und mit meinen Thränen benetzen mögen. Ich weiß nicht, was mich davon zurückhielt. In meinem Herzen aber lag ich, gebeugt anbetend und von Rührung aufgelöst, auf meinen Knieen. Ich vernünftete nicht, ob ich auch wirklich an dem echten Grabe Christi stände; solche Gedanken traten bei mir gar nicht ins Bewußtsein. Ich gab mich ganz dem über-

wältigenden Eindruck dieses großen, unvergeßlichen Augenblicks hin. Seit Konstantin, also 1500 Jahre lang, wurde an dieser Stelle ja das Grab von Pilgern besucht und jedenfalls stand ich auf dem heiligen Boden der großen Gnadenwunder Gottes in der Geschichte seines Sohnes, und wie kleinlich wäre es gewesen, hier flügelnd und berechnend den Maßstab von hundert oder tausend Schritt näher oder ferner anlegen zu wollen. Ich verweilte schon auf den Gräbern von Helden, welche in das Los der Welt entscheidenden Schlachten gesiegt und mächtige Feinde überwunden hatten, und ihr Gedächtnis hob meinen Geist; hier aber stand ich an dem Grabe des größten Siegers, der dem Tode die Macht nahm und das Leben und unvergängliches Wesen an das Licht brachte und aus dessen geöffneten Gruft die Ströme eines in alle Ewigkeiten sich verbreitenden Segens über die nun von den Ketten der schauerlichsten Sklaverei für immer erlöste Menschheit sich ergossen. Es war mir, als wenn in diesem Augenblick der Herr auferstanden wäre und des Grabes Riegel durchbrochen hätte. Die Vergangenheit stand als Gegenwart vor mir, und dann wieder war mein Geist, von den Flügeln der Andacht getragen, in die Zukunft versetzt: wo alle, die in den Gräbern sind, werden die Stimme des Sohnes Gottes hören, und während alle Gräfte ihren Raub wiedergeben, diese allein nichts wiederzugeben hat; wo das Verwesliche wird anziehen das Unverwesliche und alsdann wird erfüllt werden das Wort: »Der Tod ist verschlungen in den Sieg! Tod, wo ist dein Stachel?! Hölle, wo ist dein Sieg?!« Ich dankte Gott, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum, und verließ die Stätte, neue Kräfte des Lebens mitnehmend, um fest und unbeweglich zu bleiben und immermehr zuzunehmen in dem Herrn!“

Solche und ähnliche Empfindungen und völlig unbeschreibliche Empfindungen, die einen bis in die vor uns liegende Ewigkeit hineinversetzen, durchdringen das freudig erregte Gemüt am Grabe des Herrn, weil das diesseitige Sichtbare und Materielle, das nicht mehr als eben nur an Ihn erinnern kann, selbst wenn es unsre Augen sehen, nicht befriedigt. Direkt zu Ihm in die Herrlichkeit enteilt der Geist; man möchte Ihn da umfassen, zu seinen Füßen liegen und nie wieder hinweg-

Nur die Umgebung, die Wirklichkeit erinnert einen daran, daß die Zeit für mich noch nicht gekommen, wie sie einst für Maria Magdalena an dieser Stätte noch nicht war, als sie, vielleicht von ähnlichen Gefühlen angetrieben, sich angeschickt haben mochte, ihren Herrn zu umfassen und Er ihr abwehrend sagen mußte: „Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater.“ Also nur noch fortgewandelt im Glauben, noch Geduld, noch eine kleine Weile, so wird ja kommen, Der da kommen soll und nicht verziehen, so tröstet sich das erregte, entflohene und wieder zu sich gekommene Herz und singt ohne Worte und ohne Laut, still vom Grabe des Herrn gehend, in neuentflammter Sehnsucht mit dem seligen Garve:

„Dort werden wir Dich sehen,
Der für uns Leiche ward,
In Deines Lichtthrone Höhen
Uns glorreich offenbart.
Dort singt die große Menge
Dir andre Lobgesänge,
Wie Meere rauscht Dein Lob,
Der uns zu Gott erhob.“

Von hier zu der Jeremiasgrotte ist nicht weit. Es ist dies eigentlich eine Höhle von sehr großem Umfange, in der Mohammedaner erst in neuerer Zeit eine Moschee errichtet haben. Diese Höhle zieht sich von dem unweit mit der nördlichen Stadtmauer parallel laufenden Wege nordwärts in den Hügelrücken hinein und südlich von diesem Wege befindet sich eine zweite ähnliche Höhle, die unter der nördlichen Stadtmauer hindurch bis in die Mitte der Stadt führen soll. Hier, in diesen unterirdischen Höhlen befanden sich ehemals die kolossalsten Steinbrüche, und man nimmt an, daß jene mächtigen Steinblöcke, die zum Tempelplatz, der Tempelmauer und den Tempel selbst verwandt wurden, hier gebrochen sein sollen. Weshalb man die nördliche dieser Höhlen die Jeremiasgrotte nennt, wird verschieden angegeben. Die Mohammedaner, die den Propheten Jeremia auch als solchen verehren, geben vor, er sei hier gestorben und begraben worden und eine große Anzahl der wissenden und vor allem der unwissenden Christen, die hier leben, wissen auch nichts

weiter; während eine andre Partei diese Höhle als jenen Ort bezeichnet, wo er sich nach Kapitel 36, 19—26 vor dem etwaigen Ausbruche des königlichen Zorns verborgen haben soll mit seinem Schreiber Baruch, was auch viel wahrscheinlicher ist. Wie dem auch sei, dieses unterirdische, finstere Labyrinth erinnert jedenfalls auf die eine oder andre Weise daran, daß die, „deren die Welt nicht wert war,“ auch zu einer Zeit hier ihren Aufenthalt haben nehmen müssen. Zu einem recht sichern Versteck soll sie denn auch ausgezeichnet sein, weil man sich auf keinen Fall ohne einen kundigen Führer hineinwagen darf, ohne das Leben aufs Spiel zu setzen.

Ziemlich abgemattet von der andauernden starken Hitze, schritten wir von hier schließlich unserm Endziele, den Königsgräbern zu, welche eine gute Strecke nordwärts rechts vom Wege nach Damaskus liegen. Erst heute sah ich, weshalb ich dieselben den Tag vorher nicht finden konnte, obwohl ich immer um sie herumgegangen war. Eine sechs bis sieben Fuß hohe Lehm-mauer hatte dieselben umschlossen, was ich allerdings nach den Tausenden von Gräbern, die rund um Jerusalem sind, und alle ohne eine Einfriedigung daliegen, nicht erwartet hatte. Der hier als Wächter angestellte Araber gab meinem Führer ganz willig die Erlaubnis, einzutreten. Nach einigen Schritten in die Einfriedigung standen wir ganz unerwartet vor einer umfangreichen Vertiefung in den Erdboden, die mich sehr lebhaft an einen Steinbruch erinnerte. Unmassen von Steine müssen aus diesem Felsengrund herausgeholt worden sein, weil man in diese Vertiefung, die übrigens auf ihrem Boden ganz eben ist, große zweistöckige Häuser versenken könnte. Dieser gewaltige Raum wird durch eine natürliche Felswand in zwei Abteilungen getrennt; wozu oder zu welchem Zwecke habe ich nicht erfahren können, auch nicht, weshalb man überhaupt diese große Vertiefung geschaffen habe, da sich in ihr die Gräber nicht befinden. Ich kann mir nur denken, daß man sie als Hof und Vorhof für die sich anschließenden Begräbnisstätten gemacht hat.

Wir steigen nun, wenn ich recht erinnere, gegen zwanzig Stufen auf einer in den Fels gehauenen Treppe in den sogenannten Vorhof hinunter. Rechts und geradeaus vor uns befinden sich je eine Zisterne, die erstere ist leer, die letztere ge-

füllt mit schönem, klarem Wasser, das der kalte Felsstein den ganzen Sommer über kühl und gesund erhält. Den ursprünglichen Zweck dieser Zisternen und des Wassers an dieser Stätte konnten wir nicht erfahren; jetzt allerdings haben sie keinen, außer daß der arabische Wächter sich seinen täglichen Wasserbedarf hier holt. Wir wendeten uns nach links und schritten durch die Öffnung der hohen Felswand in den zweiten Raum, den großen Hof, der wie der erste durch die steilen vier Felswände begrenzt wird. Auch hier wendeten wir uns noch einmal nach links, schritten nach der zunächstliegenden Ecke des Hofes, wo in die senkrechte Felswand eine tiefe Nische eingehauen ist, welche eine Art Veranda bildet. Unter dieser Veranda befindet sich die Öffnung zu den eigentlichen Gräbern. Ich sage Öffnung, nicht Eingang, weil man hier eben nicht eingehen kann, sondern sich zum Hineinkriechen anschicken muß.

Unser Führer holte nun drei kleine Wachslichter hervor, die er von Hause mitgebracht hatte, zündete dieselben an und überreichte meinem Freund und mir eins, dann, mit dem dritten in der Hand, kroch er sofort in die Hauptöffnung voran und wir folgten ihm auf dieselbe Weise auf dem Fuße nach. Ungefähr sechs bis sieben Fuß mochte der kleine Tunnel lang gewesen sein, den wir, so unbequem es auch war, sehr bald durchmessen hatten. Raum waren wir hindurch, so konnten wir uns sofort gerade aufrichten, denn wir befanden uns in der ersten Kammer. Unwillkürlich wurde ich an die Worte des Herrn erinnert, die Er durch den Propheten Jesaja seinen Geliebten zurief, welche Er vor seinen großen Gerichten von der Welt nahm: „Gehe hin, mein Volk, in deine Kammer und schließe die Thür nach dir zu; verbirg dich einen Augenblick, bis der Zorn vorübergehe“ (Kap. 26, 20); und so stockfinster es auch hier ohne unsere kleinen Lichte sein mochte, im Licht dieses herrlichen Wortes verwandelte sich dieser Raum in eine Stätte des Segens. Es war nur recht schade, daß wir kein Maß mit uns hatten, um die Länge, Breite und Höhe derselben genau angeben zu können, und darum muß ich mich auf ungefähre Maßangabe beschränken. Diese Kammer hatte wenigstens bei zehn Arschinen Länge und ebensoviel Breite, eine Höhe von ungefähr sieben Arschinen. In den sehr korrekt gehauenen Wänden befand sich eine An-

zahl horizontaler Stollen von verschiedener Größe übereinander und nebeneinander, so daß man die großen und kleinen Leichen einer Familie womöglich in einer Kammer im Stande war unterzubringen. Särge, wie wir sie hier im Abendlande benutzen, waren in diesen engen Stollen einfach unmöglich, sondern der Leichnam ward, in Leinentücher gewickelt, jedenfalls in seine letzte Ruhestätte geschoben.

Lange besahen wir uns diese Kammer und ruhten in der behaglichen Kühle derselben aus; dann, als ich glaubte, es wäre Zeit heimzugehen, sagte uns unser Führer, wir möchten uns bereit halten, auch noch den übrigen Kammern einen Besuch abzustatten, damit wir doch einen gründlichen Begriff von den Königsgräbern bekämen. Gewiß folgten wir der Aufforderung und krochen ihm in den von ihm gewählten, dem ersten vollkommen gleichen Tunnel nach. Bald standen wir in einer ganz gleichen Kammer, wie die erste war, mit denselben Stollen und ähnlichen Nischen. In einen neuen Tunnel ging es nach einer kurzen Pause und eine neue ebenso finstere Kammer mit einer Anzahl Wohnungen für die, die einst hier das Zeitliche gesegnet hatten, schloß sich uns auf. Unser Führer war noch nicht müde wie wir, darum war er nicht wenig geneigt, so fortzufahren; er versicherte uns, daß wir noch lange nicht am Ende seien, wie auch die neuen Tunnel, welche sich in der Kammer als Ausgang in die dahinterliegenden deutlich bewiesen; wir aber zogen es doch vor, langsam den Rückzug anzutreten, weil, wie wir gesehen, die Kammern alle nach einem Modell geformt waren und wir somit nichts Neues zu sehen in Aussicht hatten. Auch unser Eindruck von der großartigen Arbeit, durch die all diese Ruhestätten unter der Erde im harten Felsstein zu Stande gekommen waren, konnte kaum gesteigert werden, hatten wir doch durch den eignen Anblick bereits eine Vorstellung von den Schwierigkeiten und der Krastanwendung, die hier angelegt worden war, um das kaum Mögliche möglich zu machen. Einmal über das andre standen wir da voller Bewunderung und Staunen über die Energie, die Ausdauer und den Fleiß, welche die Menschen an den Tag gelegt hatten, in einer Zeit, wo man weder das Sprengpulver noch das Dynamit kannte, und vermöge welcher man solche kolossalen Werke mit Hammer und

Meißel zu vollbringen vermochte. Und wenn man nun nach Verfluß von Jahrtausenden dasteht und sich fragt, wie wir uns fragten: „Wer waren und wo sind sie, deren Leiber hier zur letzten Ruhe gebettet wurden?“ so vermag uns keines Menschen Mund eine Antwort darauf zu geben, „ihrer ist vergessen im Herzen, wie eines Toten,“ wie mächtig sie auch einst gewesen sein mochten. Eins aber wissen wir, Er, der ihnen einst gebot, sich zu ihren Vätern zu sammeln, wird ihnen eines Tages wieder gebieten: „Kommt wieder, Menschenkinder!“ und sie werden seinem Gebote willig gehorsam sein.

Daß auch wir uns nach etwaigen Überbleibseln von den meist hier begrabenen Großen der Erde umsahen, läßt sich ja kaum anders denken; doch wie wir auch ausschauten, es war alles vergeblich; auch nicht das geringste Zeichen war von ihnen zurückgeblieben. Wohl fanden wir einige Karniesstücke, anscheinend aus Gips, die vielleicht als Zierde an einem Sarkophag oder an einem Stuhl für die Besuchenden gedient haben mögen, aber sie konnten auch ebensogut zufällig hierhergebracht worden sein. „Vergeblich bemühen Sie sich,“ sagte unser Führer, „vor einigen Jahrzehnten hätten Sie vielleicht noch gute Ausbeute in dieser Hinsicht hier machen können, aber jetzt nicht mehr. Vor noch nicht allzulanger Zeit kaufte nämlich ein französischer Jude die Königsgräber von der türkischen Regierung und schenkte dieselben aus lauter Patriotismus für Frankreich, an letzteres. Kaum waren dieselben dem hiesigen französischen Konsulat ausgeliefert, als auch der Befehl erfolgte, die Gräber gründlich zu reinigen, da, wie Sie schon bemerkt haben werden, man dieselben hier sehr gern als Wohnung benützt und hierbei massenweise Schmutz und Unrat in ihnen aufgehäuft werden. Die Reinigung geschah so schnell und so gründlich, daß ehe sich das Konsulat darauf besann, es könnten womöglich auch merkwürdige Altertümer und Überbleibsel mit hinausgeworfen werden, es schon alles geschehen war. Und so sucht man jetzt vergeblich nach irgend einem Erinnerungszeichen von früher.“ Soweit die Mitteilungen des lieben Bruders J., meines Führers, der dieselben bei seinen wiederholten Besuchen in Jerusalem von glaubwürdigen Leuten hatte; auch zeugte eine über dem Eingang in die Gewölbe angebrachte Tafel von der Wahrheit dieses Berichtes.

Auf derselben war nämlich der Name des Gebers und die Jahreszahl angebracht, seitdem die Königsgräber französisches Staatseigentum geworden sind.

Übrigens will man behaupten, diese gewaltigen Denkmäler des Altertums trügen ihren Namen „die Königsgräber“ mit Unrecht, weil sie nicht sein sollen, was ihr Name besagt. Einige meinen, sie gehören etlichen der angesehensten fürstlichen Familien der jüdischen Glanzperiode; andre hingegen glauben sie in eine viel spätere Zeit, nämlich in die Herodianische einreihen zu müssen, und so kommt man zu keiner Klarheit. Weshalb man dieselben aber „etlichen der angesehensten fürstlichen Familien der jüdischen Glanzperiode“ zusprechen kann und nicht den Königen selber, verstehe ich absolut nicht; denn wenn die angesehenen fürstlichen Familien sich solche unzerstörbare Denkmale bauten, was müßten dann die Könige für Gräber haben? Auch kann uns niemand einen Platz zeigen, wo sich die wirklichen Gräber der Könige befinden, wenn diese es nicht sein sollen, und daß das keine so schwierige Sache sein müßte, wenn andre vorhanden wären, ist klar, da uns doch die Gräber der Propheten von jedermann gezeigt werden. Und was die Herodianische Zeit betrifft, in welche diese Riesengewölbe auch verlegt werden, so ist es sehr unwahrscheinlich, daß die Großen des Landes sich in den Tagen, als die römische Kultur sich mit Macht über Palästina verbreitete und überall Geltung verschaffte, ihre letzte Ruhestätte nach Art der ägyptischen Grabgewölbe anlegten. Ägyptens Bauart lag gewiß dem Zeitalter der israelitischen Könige viel näher als dem Herodianischen. Doch wie dem auch sein möge, uns reute unser Besuch nicht, denn es bleibt jedenfalls unbestritten, daß die Königsgräber mit unter die merkwürdigsten Altertümer gehören, die sich um und in Jerusalem finden.

17. Die Jeremiasgrotte und die Königsgräber.

Wer von den lieben Lesern eine Bibel mit der Karte von der Stadt Jerusalem besitzt, möchte freundlichst dieselbe zur Hand nehmen und an der nördlichen Mauer den Punkt aufsuchen, der mit „Damasfusthor“ bezeichnet ist; dann den Weg,

der nordwärts vom Thore führt, ein wenig verfolgen und bald wird er rechts von demselben einen Hügel mit „Die Grotte des Jeremia“ angemerkt finden. Zu dieser Stätte und zu der noch viel weiter über die ehemalige alte Stadtmauer hinausliegenden, zu den sogenannten Königsgräbern, möchte ich heute die Leser führen.

Längst schon hatte ich diese beiden Punkte im Auge gehabt und war auch eines Tages nach den Königsgräbern auf der Suche gewesen, konnte dieselben leider nicht finden. So sah ich mich denn nach einem tüchtigen Führer um, der mir auch in dem uns schon bekannten lieben Bruder, nämlich den Sohn des ehemaligen Ondenschen Geschäftsführers wurde. An einem Nachmittage gingen wir denn zum Damaskusthor hinaus. Die Sonne schien brennend auf uns herab und brachte auf dem felsigen und dürrer Boden, wie er auf einer weiten Strecke im Norden der Stadt überall ist, eine doppelt heiße Wirkung hervor. Bald schien es, als sollte die Hitze durch die Sohlen der Stiefel eine unerträgliche werden und darum freuten wir uns schon im voraus der Kühle, die uns die unterirdischen Felsenhöhlen und Grabgewölbe geben würden; doch kamen wir nicht so schnell dahin, wie wir erwartet hatten.

Zuerst zog die Ausgrabung eines gewaltigen Gewölbes unsere Aufmerksamkeit auf sich, auf das man beim Hineindringen in den Boden zur Fundamentlegung eines neuen Gebäudes gestoßen war. Unmassen von Schutt waren bereits herausgefahren worden und immer war man noch nicht auf den Grund gekommen. Daß es kein unterirdischer Bau gewesen, sondern ein über dem Erdboden stehendes ehemaliges Gebäude, davon eben gab dieser Schutt, Mörtel mit allerhand Werkstücken und zerbrochenen Ziegeln vermischt, Zeugnis. Auf einem sehr umfangreichen, freien Plage, nicht weit von hier, hatte man ähnliche Ausgrabungen gemacht; auch da fand man teilweise gut erhaltene Beute unter dem Schutt, der nebenan abgefahren, ganze Hügel bildete. Dies gab uns eine Vorstellung von den furchtbaren Gerichten Gottes, welche über die Stadt, die sich also ehemals weit über die heutige Mauer ausgebreitet hatte, ergangen sein müssen. Hier sind gewiß riesige Gebäude und Türme zertrümmert, neue erbaut und abermals neue erbaut

und wieder zertrümmert worden, um die untenliegenden zu bedecken und das heutige Niveau zu bilden. Wir standen da und ließen uns ernste Predigten halten von den seit Jahrhunderten, wo nicht seit Jahrtausenden verschütteten zerbrochenen Steinen und verfallenen Wohnungen ehemaliger Menschengeschlechter, die Gottes Gnade auf Mutwillen gezogen hatten.

Von hier aus uns nach Osten wendend, zeigte mein freundlicher Führer auf einen kleinen, runden Hügel, welcher hinter einer Anzahl einfacher Hütten hervorlugte. „Sehen Sie,“ sagte er, „auch dorthin müssen wir vorerst noch, ehe wir zur Jeremiasgrotte und den Königsgräbern gehen, denn ich bin überzeugt, Sie wären nicht zufrieden, in Jerusalem gewesen zu sein, ohne den Hügel gesehen zu haben. „Bekanntlich,“ fuhr er fort, „bestehen Zweifel über die Echtheit des heutigen Golgatha und des Grabes des Herrn, und es ist von einer ganzen Anzahl Männer von Autorität die Ansicht ausgesprochen worden, daß jedenfalls jener Hügel, der, wie Sie sehen werden, wirklich einem Schädel sehr ähnelt, das echte Golgatha sein könnte. Dazu findet sich dicht neben demselben ein altes zerfallenes hebräisches Grab, was dieser Ansicht noch mehr Wahrscheinlichkeit verleiht.“ Gewiß war diese Eröffnung für mich sehr anziehend, zumal (ich will es nur gestehen) ich selbst jene Zweifel seit einigen Tagen in meinem Gemüte umhertrug und ihrer auf keine Weise Herr werden konnte. Bald standen wir denn auch auf dem fahlen Hügel, der die bezeichnete Form in so auffallender Weise trägt, daß man, ohne zuvor darauf aufmerksam gemacht worden zu sein, gewiß sofort an einen Schädel erinnert wird. Hier und da fanden sich einige mohammedanische Gräber auf demselben, welche so dürftig verdeckt waren, daß man die weißen Gebeine der hier begrabenen Toten bei genauer Beobachtung in der leeren Gruft schimmern sehen konnte. Jedenfalls konnten diese Gräber höchstens seit dreißig bis vierzig Jahren hier gegraben worden sein. Westlich, dicht am Fuße dieses merkwürdigen Hügel, breitete sich ein anmutiger, wenn auch gründlich vernachlässigter Garten auf anscheinend gutem Boden aus. „Da, in diesem Garten, befindet sich das erwähnte Grab,“ sagte mein Führer, „und wir wollen nun hinabsteigen, um es zu besehen.“ Wir umgingen dann auch sofort die nördliche Einhegung und

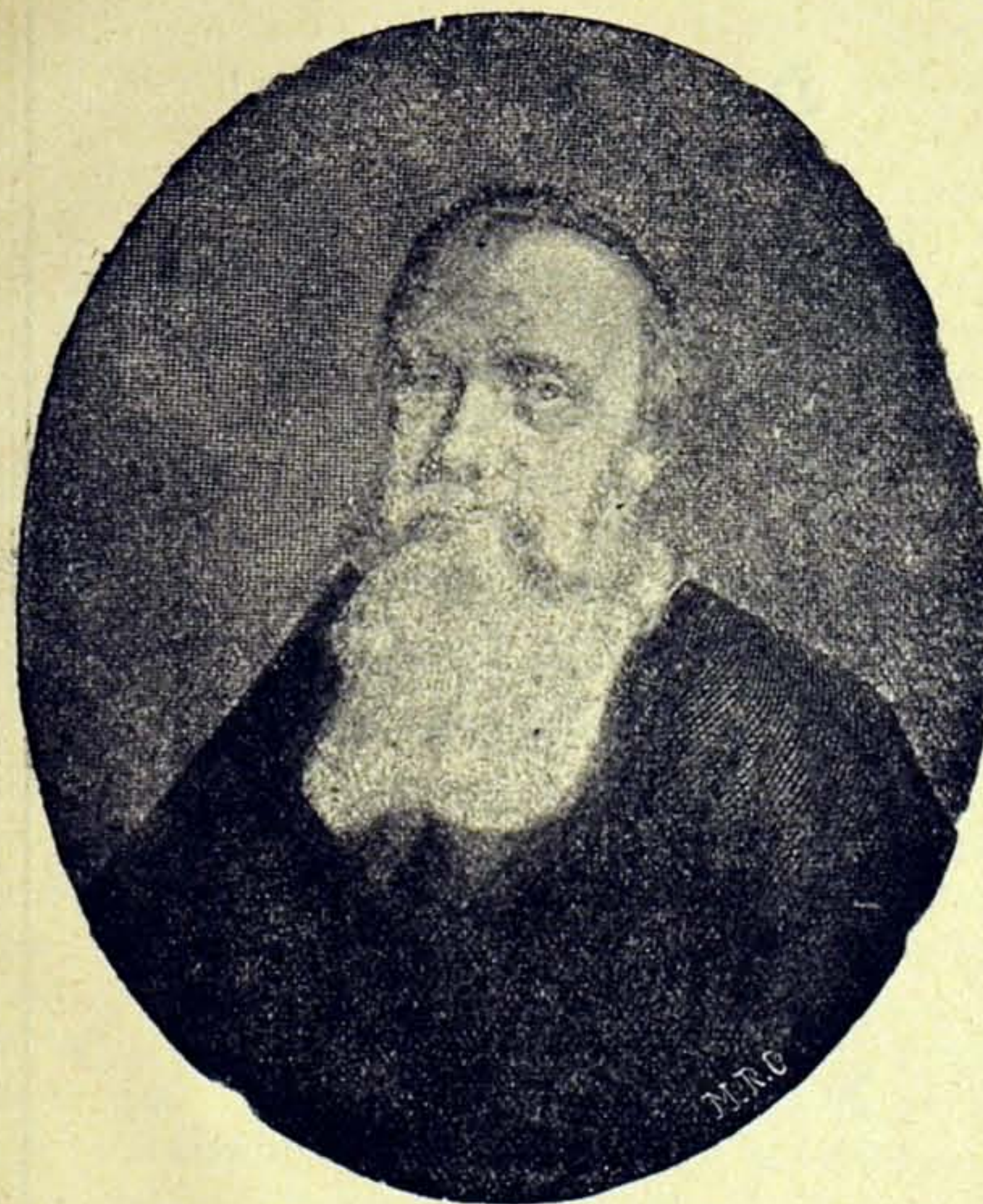
trafen auf die halbgeöffnete Pforte, die vom Eigentümer gar nicht geschlossen werden soll, damit etwaige Besucher allezeit freien Zutritt haben. Ungefragt traten wir ein und standen nach einigen Schritten vor einem alten, ziemlich zerfallenen Grabe, das augenscheinlich zwei Ruhestätten aufwies. Ich muß gestehen, daß mir diese Einfachheit und Stille mit dem hier so selten gesehenen schönen Laub und dem rundum wuchernden Grün unendlich mehr ansprach, als jener Brunk und rauschender Tumult in der Grabeskirche. Doch das ist Geschmack und Geschäftssache. Indes giebt es noch eine andre Seite, die wenn sie ganz kaltblütig ohne Voreingenommenheit erwogen wird, diese Stätte viel eher als echt erscheinen läßt, wie die dafür angegebene. Nach der Heiligen Schrift wissen wir ganz genau, Golgatha müsse außerhalb der Stadtmauer gelegen haben; die verschiedenen Ausdrücke der Evangelisten bestätigen uns das aufs klarste. So sagt uns zum Beispiel Johannes: „Und Er trug sein Kreuz und ging hinaus zur Stätte, die da heißt Schädelstätte“ (Kap. 19, 17), und „die Stätte war nahe bei der Stadt, da Jesus gekreuzigt ist.“ (Vers 20.) Wiederum sagt Matthäus: „Und indem sie hinausgingen, fanden sie einen Menschen usw.; und dann von den Wächtern am Ostermorgen: „Da sie aber hingingen, siehe, da kamen etliche von den Hüttern in die Stadt.“ (Kap. 27, 32; 28, 11.) Hierauf bezugnehmend, heißt es auch Hebr. 13, 12: „Darum auch Jesus, auf daß Er heilgite das Volk durch sein eignes Blut, hat Er gelitten außen vor dem Thor.“ Heute aber liegt das Grab eine ziemliche Strecke stadteinwärts von der westlichen Mauer. Nun sollen ja die heutigen Stadtmauern keineswegs den Ausschlag geben, da dieselben nach den verschiedenen Zerstörungen, welche die Stadt im Laufe der Zeiten durchgemacht hat, bald enger, bald weiter gezogen sein können; aber es ist sicher, daß das zur Zeit des Todes unsers Herrn wenigstens zwei bis dreimal größere Jerusalem als das heutige, keinesfalls seine Mauern östlich von der Grabeskirche kann gehabt haben. Eine geradezu unerklärliche, die Stadt verunstaltende Einengung derselben an dieser Stelle hätte die unumgängliche Folge sein müssen; dadurch wiederum hätte sie sich ungebührlich nach dem Norden ausdehnen müssen, da sie im Osten vom Kidronthal begrenzt und im Süden auch

höchst wenig Raum übrig war. Ferner mußte zwischen dem Tempelplatze und der gedachten Stadtmauer nur ein ganz schmaler Streifen, kaum breiter als der Tempelplatz selber, für die hier stehenden Häuser übriggeblieben sein. Daß das Stadtterrain durch die drei Thäler Kidron, Ben-Hinnom und Gihon ein für allemal und für alle Zeiten für den Osten, Süden und Südwesten gegeben ist, muß jedem nachdenkenden Menschen, der ein wenig Ortskenntnis besitzt, vollkommen einleuchten. Es bleibt nur der Norden und Nordwesten, der allerhand Veränderungen unterworfen sein konnte. Um letzteren handelt es sich hier vor allem. Derselbe war aber nie an dieser Stelle bis hinter das heutige Golgatha eingengt. Zur Zeit Hiskias zum Beispiel muß die westliche Stadtmauer ganz nahe am obern Teiche gestanden haben, weil die Männer auf derselben das laute Gespräch des Kabsake hören konnten (Jes. 36, 2. 11); und jetzt, selbst bei der geringen Einwohnerzahl, steht sie nicht stadteinwärts vom Gihonthale. Östlich von dem heutigen Golgatha würde sie in einem Kriegsfalle, weil sie hier in einer Niederung gestanden haben würde, der Stadt sehr wenig Vorteil gebracht haben. Solche und ähnliche Gründe gab es noch viel mehr, weshalb sich einem eine Menge Zweifel aufdrängen, so daß man sogar sehr gern zugeben kann, Golgatha befinde sich viel eher auf dem eben beschriebenen Hügel und das Grab des Herrn in dem sich dicht anlehnenden Garten, als in der sogenannten Grabeskirche.

Der englische General Gordon, welcher vor seiner Reise nach Chartum auch Jerusalem besuchte, sprach sich für diese Ansicht so entschieden aus, daß man dieses Grab jetzt einfach mit dem Namen „das Gordon-Grab“ bezeichnet. Noch in ganz letzterer Zeit hat man in England einen Aufruf erlassen, vermittelt welches man zur Subskription für den Ankauf dieses Hügels und den Garten einladet. Der ganze Komplex soll 3000 Pfund Sterling kosten, wovon die größere Hälfte nach dem letzten Bericht bereits gezeichnet ist. Ob der Ankauf aber so leicht gehen werde, schon der mohammedanischen Gräber wegen, die sich dort befinden, ist fraglich; dann dürften auch die Inhaber der jetzigen Grabeskirche allen ihren Einfluß aufbieten, diese Absicht zu hintertreiben, da eine etwaige Konkurrenz ihnen unberechenbaren

Schaden bringen würde. Ich meinerseits war indes überaus froh, auch an dieser Stätte gewesen zu sein, weil ich mir sagen konnte: Es sei nun wie ihm sei, ob mein Erlöser sein Leben an dieser oder jener Stätte gelassen hat, ich habe an beiden Orten geweiht.

Obgleich der Verfasser auch die christlichen Anstalten im heiligen Lande besucht hat, so schließt er doch mit diesem seine Reisebeschreibung ab, weil man in allen größern Werken über Palästina sehr spezielle Berichte über das Liebeswerk daselbst finden kann. Wir freuen uns, daß auch wir durch solche Reisebeschreibungen, wie die obige, einen Einblick und Kenntnisse von dem Lande erhalten, auf welchem einst die Füße unsers Heilandes wandelten, denn nicht ein jeder hat das Vorrecht, eine Reise in das heilige Land machen zu dürfen. Jedoch, es kommt bald die Stunde, wo das alte Kanaan mit dem alten Jerusalem wird Platz machen müssen der neuen Erde mit dem neuen Jerusalem, das in seiner Herrlichkeit vom Himmel auf die neue Erde herniederkommen und „die Hütte Gottes bei den Menschen“ sein wird. Dieses neue Jerusalem werden alle sehen und betreten dürfen, die hier durch Christum gerecht gemacht worden sind und nun im Glauben eine Stadt erwarten, von Gott erbaut.



Menno Simonis.

Aus dem empfehlenswerten Buche: Dehninger, F.,
„Geschichte des Christentums“. Verlag von Carl Fritsch, Konstanz.
Preis geb. M. 4, für Rußland 2 Rubel 40 Kop.



Das beste Denkmal.

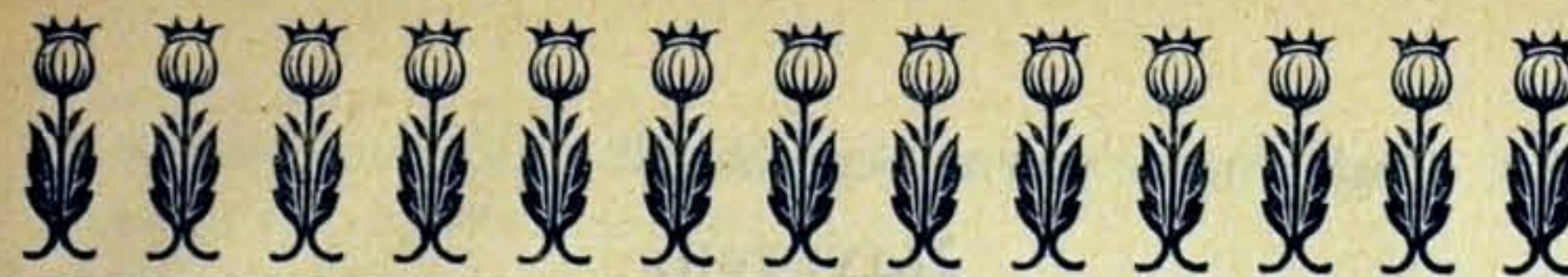
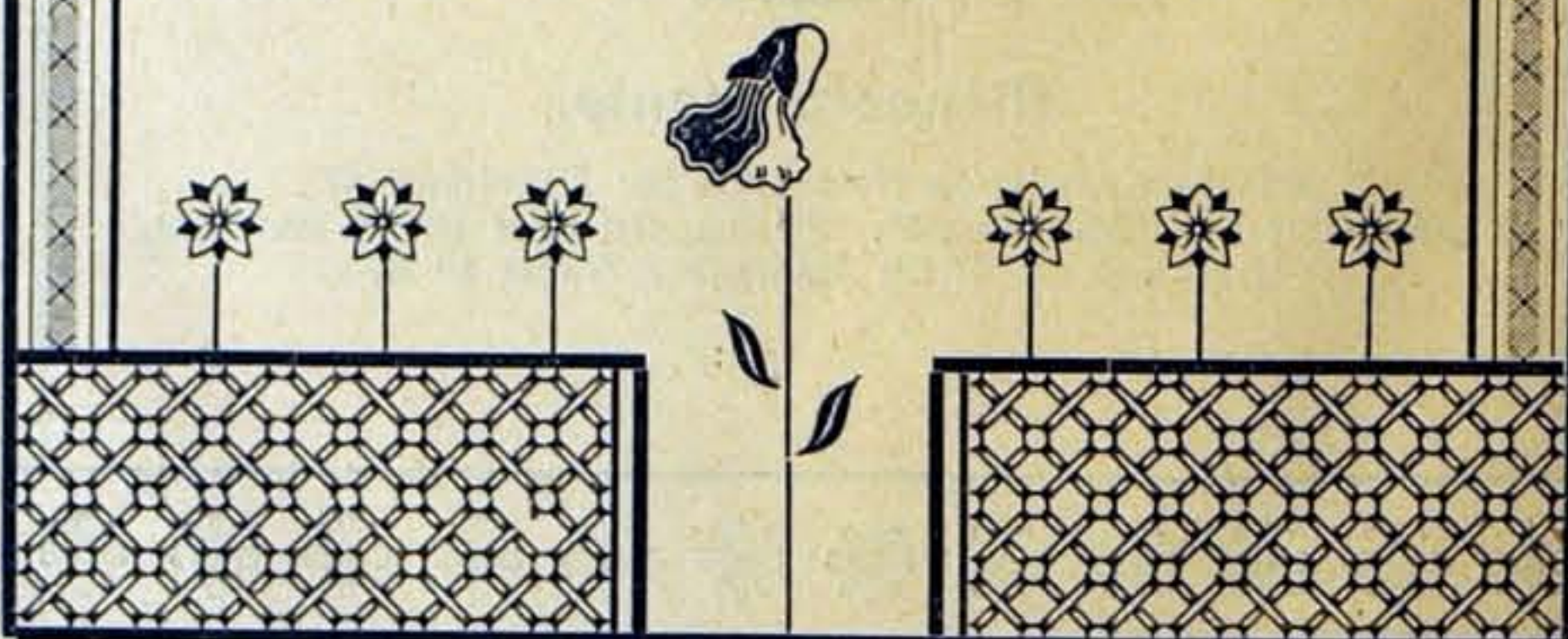


uf den Tafeln der Geschichte,
In Granit und Marmelstein,
Schreiben mit des Schwertes Spitze
Helden ihre Namen ein

Mit der Feder flücht'gen Zügen
Schreibt ein schöpferisch' Talent
Seines Fleißes Meisterwerke
Auf Papier und Pergament

Aber schöner als in Büchern,
Besser als in Stein und Erz
Schreibst du doch mit Liebesthaten
In ein dankbar' Menschenherz.

(Edelweiß.)



Wie Gott sein Wort erfüllt.

An einigen erfüllten Weissagungen*) durch geschichtliche
Thatsachen nachgewiesen von Jakob Kröfer.



Es ist ein interessantes Gebiet, auf das ich den Leser zu führen suche. Zu alten Ruinen und verlassenen Trümmerhausen und zum Teil verschollenen Ländern soll uns unsre Betrachtung führen. Und beim Anschauen dieser Stätten der Gerichte Gottes werden wir wahrnehmen, daß ihr Schicksal längst vor dem Eintreffen ihres Verfalls von Gott durch seine Diener der Welt verkündigt worden ist. Denn vergleicht man die Geschichte einzelner Gegenden mit den Weissagungen, die sich auf dieselben beziehen, dann staunt man, wie genau Gottes Vorhersagungen in Erfüllung gegangen sind. Und durch diesen Vergleich wird unser Glaube mächtig gestärkt, und man lernt warten auf die Erfüllung der noch unerfüllten Weissagungen der Heiligen Schrift. Denn obgleich der Himmel fällt und die Erde schwindet, so wird das doch nicht erschüttert, was Gott geredet, und jede göttliche Vorhersagung wird buchstäblich in Erfüllung gehen.

*) Wer mehr über „die erfüllten Weissagungen“ lesen möchte, der besorge sich das gebiegene Buch von Rev. John Urquhart: „Die erfüllten Weissagungen oder: Gottes Siegel auf die Bibel.“ Verlag von W. Kiehlmann, Stuttgart. Die hier gegebenen geschichtlichen Thatsachen sind meistens dem Buche entnommen.

Beginnen wir unsern Vergleich mit Ägypten,

diesem Wunder der alten Welt. Ägypten hat eine Blütezeit gehabt, wie wir sie sonst vergeblich bei irgend einem andern Lande auf den Blättern der alten Geschichte suchen. Es besaß in seinen Wissenschaften und seinen Künsten, in seiner feinen Bildung und seiner Pracht den Vorrang vor allen andern Ländern. Es war die „Mutter der Wissenschaften, der Litteratur und der Künste, und an dem Feuer, das auf seinem Herd brannte, hatten die Völker die Lampe der Erkenntnis angezündet, die Jahrhunderte auf Jahrhunderte brannte und die jetzt so hell flammt. Das Land selbst war voll unvergänglicher Denkmäler der Macht, der Geschicklichkeit und des Genies“. Seine Bewohner wohnten in mächtigen Städten, die an Glanz und Größe ihresgleichen suchten. Das Volk war gebildet, groß in seinen Gedanken, weise in seinen Einrichtungen und Verordnungen, und besaß einen unermesslichen Reichtum. Ägypten lag mitten zwischen den Schätzen der Erde, die man zu erbeuten verstand, und besaß selbst den fruchtbarsten Boden, der die Grundlage seiner Größe war. Bis in die christliche Zeit hinein trug Ägypten wegen der Fruchtbarkeit seines Bodens den Namen: „Die Kornkammer der Welt.“

Seine Größe stand unerreicht da. Man berichtet, daß bis ins siebente Jahrhundert unsrer Zeitrechnung Ägypten noch so mächtig war, daß die mohammedanischen Heere, obwohl aufgeblasen durch Siege, zauderten es anzugreifen. Und die Folge zeigte, daß ihre Vorsicht nicht ohne Grund war. Die Belagerung von Alexandria dauerte vierzehn Monate und die Araber verloren dabei 23 000 Mann, und nahmen es schließlich durch Verrat, nicht durch ihre überlegene Macht, ein. Und dieses Land, das einst mit seiner Kultur und seiner Pracht, mit seiner Größe und seinem Reichtum jedem Besucher Staunen und Verwunderung abnötigte, legt nun durch das Elend seines Volkes, durch die Trümmer seiner Städte und durch die Verwahrlosung seines einst so fruchtbaren Bodens ein überwältigendes Zeugnis ab für die Erfüllung der Weissagungen Gottes in der Heiligen Schrift. Beachten wir einmal, wie genau Gottes Vorher-

sagungen über Ägypten in Erfüllung gegangen sind. Die Heilige Schrift weissagt von

Ägyptens allmächtigem Verfall und tiefer Erniedrigung, besonders im 29. und 30. Kapitel des Propheten Hesekiel und im 19. Kapitel des Propheten Jesaja. Durch Nebukadnezar soll Ägypten erobert und in die Gefangenschaft geführt werden, und sein Land soll vierzig Jahre wüste liegen. Danach soll das Volk wieder zurückkehren, aber seine einstige Größe wird Ägypten nie mehr erreichen.

„Sie sollen sich nicht mehr erheben über die Heiden, und ich will sie gering machen, daß sie nicht über die Heiden herrschen sollen.“ (Hes. 29, 15.)

„Ihre Grundfeste sollen umgerissen werden. . . . Die Hoffart seiner Macht muß herunter.“ (Hes. 30, 4. 6.)

Und was ist seit der Weissagung mit Ägypten geschehen? Die Geschichte berichtet die buchstäbliche Erfüllung. Seit der Eroberung durch Nebukadnezar ist Ägypten beständig gefallen. Es hat sich nie mehr zu seiner Macht und Größe aufschwingen können. Weder die spätern Pharaonen, noch die persische Herrschaft, noch die Ptolomäer, noch die Römer haben die Wunden Ägyptens heilen können. Denn „es ist umsonst, daß du viel arzneiest; du wirst doch nicht heil.“ (Jer. 46, 11.) Ägypten blieb vielmehr beim beständigen Sinken und ging mit schnellen Schritten seiner ihm von Gott vorher bestimmten Erniedrigung entgegen, und besonders nach der Eroberung durch die Araber. Und zu welcher Niedrigkeit es herabsteigen soll, ist ebenfalls vom Herrn durch den Propheten geweissagt worden:

„Sie sollen daselbst ein niedriges Königreich sein. Es soll das niedrigste der Königreiche sein und nicht mehr sich erheben über die Völker.“ (Hes. 29, 14. 15. Nach der Englischen Übersetzung.)

Bernehmen wir einmal die Schilderungen der neuern Forscher, die ihren Eindruck von dem gegenwärtigen Zustand dieses Landes beschreiben, das einst der Ruhm und Stolz der

alten Welt gewesen. „Es ist traurig,“ sagt Lane, „seinen gegenwärtigen Zustand mit seinem alten Reichtum zu vergleichen, wo die Mannigfaltigkeit, Eleganz und die ausgezeichnete Vollendung seiner Erzeugnisse die Bewunderung der Völker auf sich zog, und seine Einwohner keines ausländischen Handels bedurften, um ihre Reichtümer zu vergrößern oder ihre Annehmlichkeiten zu vermehren. Die Altertumsforschungen zeigen uns, daß nicht nur die Pharaonen und Priester und die militärischen Obersten, sondern auch ein großer Teil der Ackerbauer — sogar im Zeitalter Mose und in einer noch früheren Periode — ein Leben voll des feinsten Luxus führten, in Seinen von dem zartesten Gewebe gekleidet waren und auf Lagern und Stühlen ausruhten, die als Modelle für die Möbel unsrer modernen Salons gedient haben. Die Natur ist ebenso verschwenderisch gegen die Bewohner des Nilthals, wie sie es vor alters her war, aber seit vielen Jahrhunderten genießen sie nicht mehr die Wohlthat einer stetigen Regierung. Ein jeder in der Reihe der Herrscher während dieser langen Zeit hat im Hinblick auf die ungewisse Dauer seiner Macht fast nur danach gestrebt, seinen eignen Reichtum zu vergrößern, und so ist ein großer Teil des Volkes allmählich untergegangen, und der übrige Teil ist in entsetzliche Armut gesunken.“

„Alles,“ sagt Urquhart, „was Ägypten zu dem machte, was es war, ist verschwunden. Seine Industrie, die einst sein Ruhm war, ist jetzt eine Schmach und Schande geworden. . . . Für seinen Handel ist ebensowenig Hoffnung. . . . In gewissem Maße ist die Fruchtbarkeit zwar noch geblieben, aber ein fruchtbarer Boden macht ein Volk an sich nicht groß, und dieses Volk scheint alles verloren zu haben, was zu nationaler Größe gehört. . . . Die hoffnungslose Knechtschaft von Jahrhunderten hat jeden Funken von Ehrgeiz in ihrer Brust ausgelöscht, und unter der eisernen Ferse des Drucks schienen Genie und Talent und der Verstand selber erloschen. Körperlich noch gesund, sind sie geistig abgestumpft. Und nicht nur auf dem Volk hat dieser Urteilspruch gelastet. Die Erfüllung des Ratschlusses: »Sie sollen daselbst ein niedriges Königreich sein,« kann selbst unter dem Schimmer des Thrones gelesen werden. Die Pläne und Verbesserungen des letzten Vizekönigs haben in hoffnungs-

losem Bankrott geendet. Wenige Dinge indes zeigen die Schwäche der Regierung so sehr, wie die gemischten Gerichtshöfe, die dem Vizekönig aufgedrungen sind, und die eine schrankenlose Autorität über das ganze Land ausüben in jedem Fall, in den ein Ausländer mit verflochten ist. Der Khedive (König) und alle Regierungsbeamte sind diesen Gerichten unterworfen, und ein großer Teil ihrer Geschäfte besteht darin, daß sie Klagen gegen den Khediven hören und Urteile gegen ihn abgeben.“ So genau ist des Herrn Wort erfüllt worden, das Er durch den Mund des Propheten gesprochen: „Sie sollen ein niedriges Königreich sein. . . . Ich will sie gering machen.“

Nach menschlichem Urteil müßte man annehmen, daß Ägypten durch den allmählichen Verfall schließlich gänzlich verschwinden und nur als Provinz eines größern Reiches fortbestehen werde. Jedoch Gottes Urteil lautet anders. Obgleich Ägypten allmählich fallen wird, so versichert uns die Heilige Schrift, daß doch

keine Vertilgung des Volkes und des Reiches stattfinden soll.

„Sie sollen daselbst (d. h. in ihrem eignen Lande) klein sein gegen andre Königreiche.“ (Hes. 29, 15. Nach der Englischen Übersetzung.)

Ägypten soll fallen und doch bleiben. Es soll gezüchtigt, aber nicht vertilgt werden. Und bis heute hat es das Schicksal der andern alten Länder und Staaten noch nicht geteilt. Jene sind gewesen und verschwunden, Ägypten ist geblieben. In jedem Zeitalter ist der Name „Ägypten“ bekannt gewesen. Es ist heute noch ein Königreich und besitzt seine alten Grenzen und seinen besondern Charakter. Sein Herrscher führt den Titel Khedive-el-Misr = König von Ägypten. Und welche Gerichte das Land auch ertragen hat, welche Grausamkeiten, Unterdrückungen und Ungerechtigkeiten auch über das Volk ergangen sind, Ägypten besitzt heute noch seine alten Bewohner, obgleich sie an zweitausend Jahren nicht mehr die Herren ihres Landes gewesen sind. So bestehen Volk und Königreich noch fort und es hat trotz seines beständigen Sinkens nie aufgehört, einen Platz in der Welt zu behaupten.

Und dieses zerfallende und doch fortbestehende Volk und Königreich soll nach der Heiligen Schrift aber keinen eignen Fürsten mehr haben. Vernehmen wir, was Gott von

Ägyptens Königen

weis sagt.

„Es soll nicht mehr ein Fürst aus dem Lande Ägypten sein.“ (Hes. 30, 13. Nach der Englischen Übersetzung.)

Es ist interessant, auf den Blättern der Geschichte die genaue Erfüllung dieser Vorhersagung Gottes zu lesen. Nachdem Ägypten 525 v. Chr. von den Persern unter Kambyses erobert und im Jahre 350 von Schus völlig unterjocht wurde, hat bis in die Gegenwart kein eingeborner Fürst das Land regiert. So oft der Thron in den vielen Jahrhunderten auch bestiegen wurde, nie war der Herrscher ein Sohn des Landes. Ägypten hat, unter dem furchtbaren Druck seufzend, oft Hilfe gesucht, aber immer bei Fremden und „nie bei seinen eignen Kindern“. „Es ist kein Fürst mehr aus dem Lande Ägypten gewesen.“

Und der Herr schildert in seinen Vorhersagungen auch den Charakter und das Werk dieser fremden Fürsten und Herrscher auf Ägyptens Thron. Es werden „böse Leute“ sein, die Land und Leute verwüsten werden.

„Und ich will . . . das Land bösen Leuten verkaufen, und will das Land, und was darinnen ist, durch Fremde verwüsten.“ (Hes. 30, 12.)

Und es ist auffallend, wie alle Reisende und Forscher, ob wissend oder unwissend und unabsichtlich, durch ihr Urteil, das sie über Ägypten abgaben, einstimmig Zeugnis ablegen für die Erfüllung dieser Worte des Herrn. Sie nennen Ägypten das „Land der Sklaverei und Tyrannei“, und reden von der „Willkürherrschaft der brutalen Herrscher Ägyptens“. Mancher von diesen fremden Fürsten betrachtete Ägypten als sein „Privateigentum und die Eingebornen als Vieh, über das er nach seinem Gefallen verfügen könne“. Vom ersten römischen Statthalter in Ägypten, Cornelius Gallus, wird berichtet, daß er sich solcher Erpressungen und Bedrückungen schuldig machte, daß er

bei der Regierung in Ungnade fiel und durch Selbstmord sich der gerechten Strafe entzog. Später, unter der Herrschaft der Griechen, war der Druck so unerträglich, daß man die Araber zuerst als die „Befreier Ägyptens“ begrüßte. Aber man hatte sich sehr getäuscht. Obwohl anfänglich die mohammedanische Regierung mild war, so konnte das zum Teil christliche Ägypten doch nicht auf die Dauer unter dieser Herrschaft im Frieden leben. Die Unterdrückungen und Erpressungen wurden mehr als je. Die Ägypter versuchten einen Aufstand, um sich von dem Joch der Mohammedaner zu befreien, wurden aber mit furchtbarem Blutvergießen wieder unterworfen.

Den Mönchen legte man eine besondere Steuer auf und „jedem, der sie zahlte, wurde ein Brandmal auf die Hand gedrückt“, und wer später diese „barbarische Quittung“ nicht aufweisen konnte, dem wurde „die Hand abgehauen“. „Am Ende des 10. Jahrhunderts mußten sie ein hölzernes Kreuz von fünf Pfund Gewicht um den Hals tragen und in tiefes Schwarz gefleidet gehen, eine Farbe, die den ägyptischen Mohammedanern besonders verhaßt ist.“ Und da der Druck noch immer größer wurde und manche auch nicht, obwohl sie sich Christen nannten, den lebendigen, in Gott seligen Glauben an Christum besaßen, so wurden endlich viele des „hoffnungslosen Kampfes“ müde und nahmen am Anfang des 14. Jahrhunderts den Mohammedanismus an. Die kleine Zahl, die bis heute noch am Christentum festgehalten, obwohl jetzt weniger bedrückt, zahlt gegenwärtig noch eine größere Steuer, als ihre mohammedanischen Landsleute.

Nicht viel milder verfuhr man mit den Fellachen, den eigentlichen Ackerbauern des Landes. Bis in unsre Zeit hinein preßt man den letzten Groschen diesem armen Volk ab. Die großen Steuern, die sie bei ihrer Armut unmöglich bezahlen können, werden von der Regierung mit Folter und „Bastonnade“*) eingezogen. Und wollten diese Unterdrückten auch eine Gerechtigkeit für die ihnen zu teil werdende Behandlung suchen, wo wollen sie sie finden, da selbst die Gerichtshöfe „nur Werkzeuge der Erpressung und des Unrechts“ sind?

*) Bastonnade: Schläge, besonders auf die Fußsohlen.

„Jeder Beamte, von dem höchsten bis zum niedrigsten, bereichert sich durch Beraubung des Bauern.“ Und durch die Mithilfe einer christlichen Nation, den Engländern, ist es in letzter Zeit noch möglich gemacht worden, daß die Fellachen auch ihres Landes beraubt werden können. „Es war Sitte in Agypten,“ schreibt Urquhart, „daß man kein Land wegnehmen durfte zur Bezahlung einer Schuld; aber wir sind mitschuldig an der Entfernung dieser letzten Schranke, die zwischen den Fellachen und der gänzlichen Ausplünderung stand.“ Und nach dem Bericht eines Reisenden vollzieht sich nun ein rascher Übergang des Eigentümers, d. h. des Landes von den eingebornen Agyptern zu den Griechen und Syrern und andern christlichen (!) Wucherern, die bei ihren Geschäften, die sie machen, ganz gewissenlos sind.

Ein furchtbarer Druck für die armen Fellachen sind ferner die Zwangsarbeiten, die sie auf den Gütern des Khediven und bei andern öffentlichen Bauten ausführen müssen. „Eine Vorstellung davon, was dies bedeutet, kann man sich bilden nach dem, was Stuart von dem Bau des Kanals, der den Nil mit Alexandrien verbindet, erzählt. Er wurde ganz durch Zwangsarbeit gemacht, und die Opfer an Menschenleben waren furchtbar. Die Regierung hatte wie gewöhnlich bei Zwangsarbeit weder für Nahrung noch für Werkzeuge gesorgt; die armen Menschen hatten den Kanal mit ihren Fingern*) auszugraben und die Erde in selbstverfertigten Körben wegzutragen. Sie wurden durch Soldaten, die längs des Ufers standen, zu der Arbeit angehalten, und hatten keine Pause von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, und nachts lagen sie in ihren baumwollenen Lumpen am Ufer, halb verhungert, gemißhandelt, mit wunden Fingern und vom Fieber ergriffen; 23 000 dieser Armen kamen um durch Erschöpfung und durch die Grausamkeit ihrer Fronvögte und wurden vom Schlamm der Ufer bedeckt.“

So wird Land und Volk buchstäblich nach dem Wort des Herrn von der Hand der Fremden verwüstet. So buchstäblich in Erfüllung gegangen ist auch das, was der Herr über

*) Jedenfalls soll hiermit gesagt werden, daß man nur mit Spaten gegraben und nicht, wie gewöhnlich bei solchen großen Erdbarbeiten, auch Maschinen usw. gebraucht hat. J. R.

Agyptens Städte

geweißagt hat.

„Und sollen . . . ihre Städte unter andern wüsten Städten wüste liegen.“ (Hes. 30, 7.)

Diese Worte bezeichnen das Agypten der Gegenwart und schildern seinen gegenwärtigen Zustand. Man bezeichnet es in der That als „das Land der Ruinen“, und als einen ungeheuren Begräbnisplatz der Kunst und Pracht der Vergangenheit. „Seine jetzigen Häuser sind, sozusagen, Wohnungen unter den Gräbern. Man kann nicht sagen, daß eine einzige alte Stadt erhalten ist. Alexandria kann nicht unter die alten Städte gezählt werden; es war den Pharaonen unbekannt.“ Was man von den alten Städten finden kann, sind Ruinen und Schutthaufen. Wohin der Reisende auch seine Blicke wendet, er hat immer wieder den einen Anblick: Ein unabsehbares Feld von Ruinen, denn Agyptens Städte liegen wüste. Das war Gottes Weissagung über Agyptens Städte im allgemeinen. Aber der Herr hat auch den zukünftigen Zustand und das Gericht über einzelne Städte Agyptens vorher verkündigt. Sehen wir einmal, wie auch da Gottes Wort so genau in Erfüllung gegangen ist. Wir wenden uns zuerst zu Agyptens Hauptstadt,

dem alten Theben.

Diese Stadt wird in der Bibel mit dem Namen „No“ bezeichnet, und der Herr weißagt von ihr:

„Ich will Gerichte über No gehen lassen.“ — „Ich will die Menge zu No ausrotten.“ — „Und No soll zerrissen werden.“ (Hes. 30, 14—16.)

Mit diesen Worten hat der Herr Thebens Geschichte geschrieben. Welchen altertümlichen Prunk und Glanz sie besaß, davon zeugen die mächtigen Ruinen, die erhalten geblieben und aus dem Schutt hervorgegraben werden. Die alten Geschichtsschreiber sind alle voll des Lobes und der Verwunderung über diese Stadt. So berichtet z. B. Diodorus Siculus, der ungefähr fünfzig Jahre vor Christi Agypten besuchte und Theben nur in seinen Ruinen sah: „Nie gab es eine Stadt, die so viele Gaben an Silber, Gold und Elfenbein empfing, so viele kolossale Statuen und Obelisken, jeder aus einem einzigen Stein

gehauen, besaß. Vier Haupttempel wurden da besonders bewundert, wovon der älteste ungemein großartig und prächtig war. Er war dreizehn Stadien im Umfang und umgeben von Mauern, die 24 Fuß dick und 45 Ellen hoch waren." Und von diesem Tempel schreibt in unsrer Zeit Wilkinson, daß es vielleicht die größte und prächtigste Ruine ist, deren sich die alte oder neue Zeit rühmen kann. Und Miß Edwards versucht uns ihren Eindruck zu schildern, den sie beim Besuch der alten Ruinen erhalten hat: „Es ist ein Ort," so berichtet sie von einem großen Saal, „der oft beschrieben und abgebildet ist; aber keine Schilderung und keine Kunst können mehr als ein zwergartiges und blasses Bild wiedergeben. Der Umfang ist zu groß, die Wirkung zu gewaltig, das Gefühl unsrer eignen Kleinheit und Unfähigkeit zu zermalmend. Es ist ein Ort, der uns stumm macht, der uns nicht nur die Worte, sondern die Gedanken nimmt. Und dies ist nicht nur die erste Wirkung. Später im Jahr, als wir zurückkamen und ganze Tage in den Ruinen zubrachten, fand ich wieder, daß ich kein Wort in dem großen Saal zu sagen vermochte, ich konnte nur sehen und schweigen. Aber sehen ist etwas. Ich stand wieder unter diesen mächtigen Säulen, die Gänge bilden, von welchem Punkte aus sie man auch sieht. Die Schäfte sind ungeheuer. Sechs Männer mit ausgestreckten Armen könnten einen solchen kaum umspannen. Das Kapital hat die Form einer Lotusblume und strahlt in unvergänglichen Farben — Farben, die noch frisch sind, obgleich aufgetragen von Händen, die seit mehr als dreitausend Jahren Staub sind." „Solche ungeheure und erstaunliche Überbleibsel sind noch zu sehen," sagt Pococke, „von solcher Pracht und Festigkeit, daß sie jeden, der sie sieht, überzeugen können, daß ohne irgend ein außergewöhnliches Ereignis sie auf immer gestanden haben müßten, was auch die Absicht ihrer Gründer gewesen zu sein scheint."

Und dieses außergewöhnliche Ereignis hat stattgefunden, als die Gerichte Gottes über Theben gingen. Den ersten Schlag erhielt die Stadt bald nach der Weissagung des Propheten Hesekiel durch Rambysses, als derselbe ungefähr 515 v. Chr. bei einem Einfall in Agypten Theben eroberte. In seinem Zorn suchte er die Stadt gänzlich zu zerstören. Die majestätischen

Tempel wurden mit Feuer verbrannt und die kolossalen Statuen umgeworfen. Und hinfort hörte Theben auf, die Hauptstadt Agyptens zu sein. Man suchte sie später wieder aufzubauen, aber ihre Macht war gebrochen, und ihr Glanz blieb beim Sinken. Sie ist das nie mehr geworden, was sie vordem war, obgleich sie mit der Zeit doch wieder eine ansehnliche Stadt wurde. Da folgte der andre vernichtende Schlag. Durch Agyptens eignen Fürsten wurde die Stadt nach einer dreijährigen Belagerung dem Erdboden fast gleich gemacht. Gott hatte Gerichte über No ergehen lassen, und seine Menge wurde ausgerottet. Aber der Herr hat noch etwas vorhergesagt. „Und No soll zerrissen werden." Und das Gepräge der Zerrissenheit hat Theben seither getragen. Nach ungefähr 60 Jahren seit der letzten Eroberung besuchte Strabo Theben und fand, daß die Stadt bereits in viele Dörfer zerteilt war. Und heute liegen die Ruinen Thebens zwischen neun Dörfern zerstreut. „Theben sollte," nach dem Wort des Herrn, „fortdauern, aber nur in Bruchstücken."

Wenden wir uns jedoch noch zu einer der Hauptstädte Agyptens, nämlich zu der

„Tempelstadt" Memphis.

In ihr wurde zu allererst der förmliche Götterdienst geregelt und der Tempeldienst eingeführt. Darum will der Herr sie richten und spricht von ihr:

„So spricht der Herr, Herr: Ich will die Götzen zu Noph ausrotten und die Bilder vertilgen." (Hes. 30, 13.)

In der Heiligen Schrift wird die Stadt mit dem Namen „Noph" bezeichnet. Und der Herr sagt von ihren Göttern und Bildern, daß Er sie ausrotten und vertilgen will. Und der Herr hat Wort gehalten. Während wir in Theben die prächtigsten Ruinen und Überbleibsel haben, die viel früher den Gerichten Gottes anheimfielen, so haben wir von dem alten Memphis nur Schutthaufen. Ungefähr 25 v. Chr. fand Strabo die Stadt noch „groß und bevölkert, an Umfang die nächste nach Alexandria". Im Anfang des siebenten Jahrhunderts war sie noch die Residenz der Herrscher, und im dreizehnten Jahrhundert berichtet ein arabischer Reisender von ihr: „Ihre Ruinen bieten

noch immer dem Auge des Beschauers eine Sammlung von wundervollen Werken dar, die den Verstand in Verwirrung setzen und die zu beschreiben der beredteste Mann sich vergeblich abmühen würde. Je länger wir darauf schauen, desto höher steigt unsere Bewunderung, und jeder neue Blick, den wir darauf werfen, enthüllt einen neuen Reiz, und gerade, wenn wir glauben, eine vollständige Kenntnis von ihnen gewonnen zu haben, so zwingt sich uns in demselben Augenblick die Überzeugung auf, daß das, was wir zu kennen meinten, weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt." — Und was ist seitdem mit diesen schönen Überbleibseln geschehen? Vor hundert Jahren war es sogar streitig, wo genau Memphis gelegen hat. Und wenn es heute den Nachforschungen auch gelungen ist, den Ort, wo einst Memphis stand, festzustellen, so sind doch keine wertvollen Ruinen daselbst zu finden, außer einer kolossalen Statue, von welcher Wilkinson meint, daß sie eines Tags von den Arabern zu Kalk verbrannt werden wird, und einer kleinen Figur von rotem Granit. Obgleich nach den Berichten der Reisenden dieselben von „außerordentlicher Schönheit“ sind, so liegen sie doch zerbrochen auf der Erde; Miß Edwards berichtet sogar, daß jede umgeworfen in einem „Pfuhl“ liegt, mit dem „Gesicht nach unten“. Das ist mit Ägyptens Götzen und Bildern geworden, und des Herrn Wort ist buchstäblich in Erfüllung gegangen. Und die ungeheuren Trümmer Thebens und der Schutthäufen von Memphis zeigen, daß auch die größte menschliche Kunst und Kraft, so gewaltig und stolz sie sich auch erheben mag, sich beugen muß vor dem allmächtigen Gott.

Jedoch wir können Ägypten nicht verlassen, bevor wir uns nicht auch an des Herrn Vorhersagung über

Ägyptens Zukunft

erinnern.

„Zur selbigen Zeit wird des Herrn Altar mitten in Ägyptenland sein . . . Denn sie werden zum Herrn schreien vor den Drängern, so wird Er ihnen senden einen Heiland und Meister, der sie errette. Denn der Herr wird den Ägyptern bekannt werden; und die Ägypter werden den Herrn kennen zu der Zeit, und werden Ihm dienen. . . . Und der Herr wird die Ägypter plagen und heilen; denn sie werden sich befehren zum Herrn,

und Er wird sich erbitten lassen, und sie heilen. . . . Zu der Zeit wird Israel selbdritt sein mit den Ägyptern und Assyriern, ein Segen mitten auf Erden. Denn der Herr Zebaoth wird sie segnen und sprechen: Gesegnet bist du, Ägypten, mein Volk, und du, Assur, meiner Hände Werk, und du, Israel, mein Erbe.“ (Jes. 19, 19—25.)

Das ist Gottes Weissagung über Ägyptens Zukunft. Und der Herr, der nach seiner Vorherbestimmung Gerichte über Ägypten hat kommen lassen, der wird Ägypten auch den Segen gewähren, den Er verheißen hat.

* * *

Von Ägypten wenden wir uns jetzt nach dem Osten. Hier finden wir südlich vom persischen Meerbusen zwischen den beiden Strömen Euphrat und Sigris das Land der Chaldäer,

das Babylonien

der Bibel. Auch dieses Land hat seine Blütezeit gehabt. Durch die Überschwemmungen der beiden genannten Ströme und durch die sorgfältige Kultur der Bewohner ward das Land sehr fruchtbar. Man verstand durch die Errichtung großer Dämme und Kanäle die Überschwemmungen zu beherrschen und mit denselben das ganze Flachland zu bewässern. Auch errichtete man großartige Wasserbeden, in die zur Regenzeit alles überflüssige Wasser abgeleitet und für spätere, dürre Zeiten aufbewahrt wurde. „So ließ Nebukadnezar, der auf diesem Gebiet besonders thätig war, ein Wasserbecken bei Sepharvaim graben, das 420 Stadien, d. h. 10¹/₂ Meilen im Umfang und 11 Meter Tiefe hatte.“ Infolge dieser sorgfältigen Kultur und Bebauung des Landes wurde eine sehr große Fruchtbarkeit erzeugt. Besonders blühte der Getreidebau. Herodot scheut sich sogar, alles zu erzählen, was er von der Fruchtbarkeit des Landes gesehen hat, und zwar aus Furcht, man könnte ihm das doch nicht glauben, was er berichtet, „Unsers Wissens,“ so erzählt er, „ist Babylonien von allen Ländern am besten geeignet zum Getreidebau; es trägt immer 200 fältige und in recht guten Jahren 300 fältige Frucht. Die Weizen- und Gerstenblätter werden allda leicht vier Finger breit, und zu welcher Größe die Hirsen- und Sesamstaude wächst, ist mir zwar ebenfalls bekannt, ich will es aber

lieber nicht sagen, denn ich weiß recht gut, wer nicht in Babylonien gewesen ist, glaubt es nicht, was ich von den Früchten gesagt."

Solche Fruchtbarkeit des Bodens gab dem Reiche einen ungeheuren Reichtum. Babylonien ward der Mittelpunkt des ganzen asiatischen Handels, der den Städten und dem Reiche die Schätze Asiens zuführte. Jedoch, was hatte der Herr von diesem Lande vorherzusagen? Vernehmen wir, was Er durch den Mund des Propheten spricht:

"Ihre Städte sind zur Wüste und zum dürren, öden Land geworden, zum Land, da niemand innen wohnt, und da kein Mensch innen wandelt." (Jer. 51, 43.)

So lautete Gottes Vorherbestimmung über Babylonien. Und heute findet man da, wo einst das fruchtbare Land lag, eine öde Gegend ohne Getreide und Pflanzenwuchs. „Die ganze Ebene ist dicht bedeckt mit Spuren früherer Wohnungen. Es ist kaum eine Rute Landes da, die nicht irgend ein Stückchen Ziegel oder Dachstein oder Glas oder ein Überbleibsel einer Graburne zeigt, um zu erzählen, daß Menschen in einer Region gelebt haben, die jetzt dem Auge nichts darbietet als eine ungeheure dürre Wüste: eine heulende Wildnis, in welcher das schwarze Beduinenzelt oder das wandernde Kamel, das hier und da in der traurigen Öde erscheint, den einzigen Beweis liefert, daß noch Menschen existieren."

Jedoch beachten wir ferner, wie Gottes Weissagungen besonders über des Landes Hauptstadt in Erfüllung gegangen sind. Es war

„die große Babel“,

welche einst der „Ruhm der ganzen Erde" (Jer. 51, 41), die „Zierde der Königreiche", die „Pracht der Chaldäer" (Jes. 13, 19) war. Nach 1 Mose 11 bedeutet der Name der Stadt „Verwirrung", nach den Keilschriften bedeutet Bab-Il „Pforte des El" oder „Pforte Gottes". Von dieser Stadt sprach Nebukadnezar mit stolzen Worten: „Das ist die große Babel, die ich mir zum Königssitz erbaut habe, zum Zeichen meiner Herrlichkeit." Obgleich sie schon in der altbabylonischen Zeit eine glänzende Stadt war, so wurde sie doch erst unter der Regierung Nebukadnezars zum „Wunder der Welt". Sie bildete ein großes

Viereck mit einem Umfang von 9—12 Meilen und war vor dem Angriff von Feinden durch einen tiefen Graben und einer 50 Ellen breiten und 200 Ellen hohen Mauer geschützt. Die Mauer schmückten 250 Türme und hatte „100 Thore mit Pfosten, Flügeln und Schwellen von Erz". Die Stadt selbst trug ein eigentümliches Gepräge, indem der große Flächenraum derselben nicht wie gewöhnlich dicht mit Häusern bedeckt war, sondern zwischen den prächtigen Bauten und Palästen lagen „weite Höfe, Gärten" und sogar „besäte Fruchtfelder". Ihren besondern Glanz und Ruhm erhielt die Stadt durch die Bauten, die Nebukadnezar in ihr errichtete. Er erbaute sich einen glänzenden Palast, und südlich davon ließ er die berühmten „hängenden Gärten" anlegen. „Seine Gemahlin Amytis vermißte in dem einförmigen Flachlande die Berge Mediens; der König wollte ihr dafür wenigstens einigen Ersatz bieten." Er errichtete einen großartigen terrassenförmigen Bau, der so hoch war, daß er die Burgtürme überragte. „Auf starke Pfeiler und Bogen waren Steinplatten gelegt, mit Lagen von Schilfrohr und Erdspeck bestrichen, darüber eine doppelte Schicht von Gips und gebrannten Ziegeln, mit bleiernen Platten bedeckt. Auf diese Unterlage war Erde aufgeschüttet, hoch genug, daß die größten Bäume darin wurzeln konnten. Das Wasser wurde für diese reizenden Baumpflanzungen mittelst eines Pumpwerks aus dem Fluß, der durch die Stadt floß, nach der obersten Terrasse hinaufgeführt und durch den ganzen Garten geleitet." Wir können uns kaum denken, welch einen reizenden Anblick diese grünen „hängenden Gärten" gewährten. Jedoch noch bewundernswerter war der große Belustempel, der pyramidenartig gebaut war. Er hatte sieben Stockwerke und war 183 Meter hoch. Auf dem obersten Stockwerk stand ein goldener Altar und ein schönes Bett für den Gott Bel. In einer zweiten Halle befand sich auf goldenem Throne die goldene Bildsäule des Gottes Bel, dessen Füße auf einem goldenen Schemel ruhten. Eine mit Absätzen und Ruhebänken versehene Wendeltreppe führte auf den hohen Turm hinauf, von wo aus man die ganze Stadt überblicken konnte.

Das war die Pracht und Herrlichkeit des alten Babylon. Aber Gott mußte seine Gerichte über Babel kommen lassen.

Nachdem sie als Buchtrute in Gottes Hand ausgedient hatte, wurde sie als eine verbrauchte Rute weggeworfen. Wie in ihrem Glanz, so blühte sie auch in ihren Sünden, die Gottes Gerichte herabforderten.

„Also soll Babel, das schönste unter den Königreichen, die herrliche Pracht der Chaldäer, umgekehrt werden von Gott wie Sodom und Gomorrha.“ (Jes. 13, 19.)

So lautet Gottes Urteil über Babel. Der Herr kündigt die gänzliche Vernichtung

der Stadt an. Und sie ist eingetreten, obgleich man sich bemüht hat, den Glanz der Stadt zu erhalten. Aber alle menschliche Macht und Größe hat sich demutsvoll beugen müssen unter die richtende Hand Gottes, die auf Babel ruhte. Raum hatte Nebukadnezar die stolzen Worte gesprochen: „Dies ist die große Babel, die ich mir erbaut habe,“ da schlug der Herr ihn mit Wahnsinn, daß man ihn in Ketten legen mußte und er Gras fraß wie das Vieh. Nach sieben Zeiten kam er wieder zur Vernunft und „lobte den Höchsten“, denn er erkannte, wie nichtig alle menschliche Macht und Größe vor dem Allmächtigen ist, der den Demütigen erheben, aber auch den Stolzen erniedrigen kann. Nach dem Tode Nebukadnezars fing das große Weltreich an, schnell zu sinken. Seine Nachfolger waren lasterhafte und verschwenderische Herrscher. Nur 24 Jahre durften die letzten das Reich regieren, dann kamen die Gerichte Gottes. „Kores ließ die eroberte Stadt noch fortbestehen. Schwer litt sie, als Darius Hystaspis die aufständische Stadt 518 nach neunzehnmönatlicher Belagerung wieder einnahm und strafte. Xerxes plünderte den Beltempel. Alexander der Große hatte beschlossen, den Glanz der Stadt wieder herzustellen; sein Tod in Nebukadnezars Palast entschied den Verfall,“ denn seine Nachfolger führten seinen Plan nicht aus. Zur Zeit Christi war nur noch ein kleiner Teil der Stadt bewohnt; im Jahre 412 nach Christi schrieb man, daß die Stadt „wenig besser als ein Sumpf sei“, und im zwölften Jahrhundert war die alte Hauptstadt schon eine „völlige Wüstenei, und die Ruinen von Nebukadnezars Palast waren unzugänglich wegen der Anzahl von Skorpionen und Schlangen, die sie unsicher machten“. „Wie ist zum Entsetzen Babel geworden unter den Völkern!“ (Jer. 51,

41; nach Stiers Übersetzung.) Im vorigen Jahrhundert mußten die Trümmer von Babel neu entdeckt werden.

Und diese gänzliche Vernichtung sollte nach den Worten des Herrn dauernd sein.

„Daß man hinfort nicht mehr da wohne, noch jemand da bleibe für und für, daß auch die Araber keine Hütten daselbst machen, und die Hirten keine Hürden daselbst machen.“ (Jes. 13, 20.)

Man findet heute nach den Berichten aller Reisenden, die Babel besucht haben, nicht eine einzige menschliche Wohnung auf dem Platz, wo einst die alte Stadt gestanden hat, und die Beduinen wagen nie, daselbst ihre Zelte aufzuschlagen, denn die ganze Stätte steht bei ihnen in bösem Rufe und wird für die Wohnung der bösen Geister gehalten. Hirten weiden auf den weiten Fluren von Chaldäa ihre Herden und benutzen häufig alte Ruinen als Schafhürden, aber kein Hirte führt seine Schafe auf die Trümmer Babylons.

Und statt der 600 000 Einwohner, die einst das alte Babylon bewohnten, werden nach dem Wort des Herrn „Wüstentiere sich da lagern, und ihre Häuser voll Eulen sein; und Strauße werden da wohnen, und Feldgeister werden da hüpfen, und wilde Hunde in ihren Palästen heulen und Schakale in den lustigen Schlössern.“ (Jes. 13, 21. 22.)

Die Erfüllung dieser Weissagung ist von allen Reisenden beobachtet worden. Layard berichtet, als er bei den Ausgrabungen auf einige Särgе stieß, die Gerippe enthielten, folgendes: „Ein fauler und unerträglicher Gestank stieg von diesen ekelhaften Überbleibseln und aus den Gängen hervor, welche die Schlupfwinkel wilder Tiere geworden waren, die sich von oben einen Weg in sie hineingearbeitet hatten.“ Ein anderer berichtet: „Eulen flogen aus den spärlichen Dickichten hervor, und der widerliche Schakal schleicht in den Furchen.“ — „Der Hügel war voll großer Löcher, wir gingen in einige derselben hinein und fanden sie voll von toten Körpern und Gerippen von kürzlich getöteten Tieren.“ — „Das Geräusch der Weltstadt ist aus, alle Leidenschaften schlafen, und über die Ebene schreitet zuweilen der Wüstengeist in Gestalt einer Wirbelsäule von Staub, vor der selbst der heutigetrigste Araber ausweicht.“

Aber wo sind die Ruinen von Babel geblieben? Wo sind die mächtigen Steine, aus denen die prachtvollen Bauten errichtet waren? Wie kommt es, daß die Trümmerstätte den Eindruck einer Wüste macht? „Überall,“ sagt Lamy, „findet man Stücke von Glas, Marmor, Töpferware und beschriebenen Mauersteinen mit jenem eigentümlichen, salpeterhaltigen, gebleichten Erdschutt vermischt, das, aus den Überbleibseln alter Wohnungen entstanden, den Pflanzenwuchs hemmt oder zerstört und die Stätte Babylons zu einer kahlen und häßlichen Wüste macht.“ Wo sind die großen Überbleibsel, die man doch sonst auf alten Trümmerstätten findet?

„Ich will einen verbrannten Berg aus dir machen, daß man weder Eckstein noch Grundstein aus dir nehmen könne, sondern eine ewige Wüste sollst du sein, spricht der Herr.“ (Jer. 51, 25. 27.)

In diesen Worten des Herrn finden wir die Antwort. Sogar die Steine sollen dem Gericht Gottes nicht entgehen, damit „kein Eckstein noch Grundstein“ genommen werde. „Eine Thatsache,“ sagt Rasmussen, „ist mit der Zerstörung Babylons und den wunderbaren Weissagungen verknüpft, die mir mehr als alles andre auffiel: Man sieht nämlich an den neuern Gebäuden in der Nachbarschaft Babylons keine Spur von Steinen aus den alten Ruinen. Es scheint, daß die Araber bei den Ausgrabungen die Ziegel zum Bauen benutzen, aber die Steine immer zu Kalk verbrannten.“ — „Wenn wir bedenken, daß diese Steine weit hergebracht waren (denn die weite Ebene Babylons liefert keine Steine) und im besondern Grade der Stolz der großen Stadt gewesen sein müssen, so verstehen wir die Bedeutsamkeit dieses Richterspruchs. Alle seine Schönheit und seine Pracht sollte dahinschwinden, ohne ein Andenken zurückzulassen.“

So sehen wir, daß Gottes Weissagungen auch an Babel und dem Lande der Chaldäer sich buchstäblich erfüllt haben. Chaldäa ist zur Einöde und Babylon zur Wüste geworden, und es wird die Zeit kommen, wo auch der bis heute nur teilweise erfüllte Rest der Weissagungen in Erfüllung gehen wird, daß „niemand innen wohnet und kein Mensch innen wandelt“.

*

*

*

Nehmen wir noch zwei Städte, die mit ihren erlebten Schicksalen Zeugnis ablegen, daß der Herr buchstäblich sein Wort erfüllt. Sie liegen beide nördlich von Palästina an der Küste des Mittelmeeres. Von Süden aus treffen wir zuerst

Tyrus,

diese „einst so stolze Königin der Wellen“. Tyrus gehört mit zu den alten Städten, von denen wir wissen, und lag auf dem Festlande. Ihr gegenüber lagen im Meer zwei kahle Felsinseln, und man versuchte schon sehr früh, auf denselben eine Neustadt zu gründen. Nachdem die alte Stadt von Feinden erobert wurde, versuchte man nicht mehr, sie herzustellen, sondern baute mächtig an der neuen Inselstadt. Obgleich der Flächenraum derselben nur klein war, so soll sie doch von circa 25 000 Seelen bewohnt gewesen sein. Sie besaß meistens 6—7 stöckige Häuser und war von einer 150 Fuß hohen Mauer umgeben. Ihre natürliche Lage im Meer und der mächtige Schutz, von dem sie umgeben, machten die Stadt zu einer uneinnehmbaren Seefestung. Die Bewohner dieser üppigen Stadt waren ein geübtes Handelsvolk und beherrschten mit ihrer mächtigen und wunderschönen Flotte das Meer. Welche Kunst und Schönheit sie bei ihren Schiffen anwendeten und zu welcher Blüte ihr Handel gelangt war, ersehen wir aus dem 27. Kapitel des Propheten Ezechiel. Und im stolzen Selbstbewußtsein sprach die Stadt von sich: „Ich bin die allerschönste.“

Aber auch das stolze Tyrus hat sich beugen müssen unter der Allmacht Gottes und hat seine Schönheit abgelegt und aufgehört zu sein. Und das ist mit Tyrus geschehen, weil der Herr es vorhergesagt. Zuerst sollte die Stadt durch Nebukadnezar eingenommen und gezüchtigt werden.

„Denn so spricht der Herr, Herr: Siehe, ich will über Tyrus kommen lassen Nebukadnezar . . .“ (Ez. 26, 7.)

Und er kam. Im Jahre 585 v. Chr. belagerte er die Stadt und nahm sie nach einer dreizehnjährigen Belagerung ein. Nebukadnezar nahm volle Rache an der Stadt, aber ihr Stolz wurde noch nicht gebeugt. Man verließ nach der Eroberung mehr und mehr das alte Tyrus auf dem Festlande und baute emsig die schöne Neustadt auf den beiden Felsinseln. Aber Tyrus sollte das Gericht der gänzlichen Zerstörung an-

sich erfahren. Nach Nebukadnezar sollen andre kommen und das Werk der Vernichtung an ihr vollziehen.

„Sie werden dein Gut rauben und deinen Handel plündern. Deine Mauern werden sie abbrechen und deine feinen Häuser umreißen, und werden deine Steine, Holz und Staub ins Wasser werfen.“ (Hes. 26, 12.)

Mehr als 240 Jahre vergingen, bevor auch dieses Wort des Herrn über Tyrus in Erfüllung ging. Aber nach dem Ablauf der Gnadenzeit kamen die Tage des Gerichts. Alexander wandte sich mit seinem siegreichen Heer auch nach dem Morgenlande. Die Nachricht von seinem Kommen erfüllte auch Tyrus mit Schrecken, und man schickte schnell Alexander Gesandte entgegen, die ihn begrüßen sollten. Dieselben wurden von dem kühnen Eroberer freundlich aufgenommen, und sie glaubten schon, daß er mit seinem Heer an Tyrus vorüberziehen werde. Da äußerte Alexander aber plötzlich den Wunsch, in ihrer Stadt anzubeten. Die Gesandten wußten nur zu gut, was das bedeutete. Als Anbeter wollte er mit seinem Heer einziehen und als Herr bleiben. „Die Tyrer beschloßen, lieber den Krieg zu wagen, als unterwürfig ihre Stadt dem König von Makedonien zu übergeben. Alexanders Heer zog bis ans Meeresufer,“ und vor ihm lag die schöne Stadt, eine halbe Meile durch Wasser vom Ufer getrennt. Er beschloß, sie anzugreifen und zu erobern. Um seinen Plan nun auszuführen, sah er sich genötigt, einen festen Damm durchs Meer zu legen, damit seine Truppen auf demselben zur Inselstadt gelangen und zum Angriff schreiten konnten. Aber wo sollte er das Material hernehmen, um so einen mächtigen Damm zu schütten? Da vor ihm lag das alte Tyrus mit seiner Mauer, seinen Palästen, Tempeln, Häusern usw. Und unbewußt mußte Alexander nun das Gericht Gottes erfüllen. Die Mauern wurden abgebrochen und die Häuser eingerissen, und die Steine, das Holz und der Staub wurden „ins Wasser“ geworfen. „Ihre Trümmerhaufen wurden weggeschafft, und so groß war das Bedürfnis nach Material bei diesem ungeheuren Unternehmen, daß selbst der Staub von dem Platz weggesetzt und ins Meer geworfen scheint.“ (Siehe Vers 4.) Nachdem Alexander die Verbindung hergestellt, da fiel nach sieben Monaten auch die schöne Inselstadt. Seither

hat sie ihre Bedeutung verloren. Zwar hatte sie zur Zeit der Kreuzzüge noch eine kleine Nachblüte, aber heute hat die Inselstadt keine Bedeutung mehr. Das alte Tyrus auf dem Festlande ist vom Erdboden verschwunden, und man kann nur noch aus den Berichten der alten Schriftsteller ihre einstige Lage bestimmen. Gott hat einen „bloßen Felsen“ aus ihr gemacht und sein Wort erfüllt, wenn Er weiter durch den Propheten spricht:

„Und ich will einen bloßen Fels aus dir machen, und einen Wehrd, darauf man die Fischgarne aufspannt, daß du nicht mehr gebaut werdest.“ (Hes. 26, 14.)

Alt-Tyrus ist nie wieder erbaut worden, nachdem es von Nebukadnezar erobert und durch Alexander ins Meer geworfen wurde. Und wo einst Tyrus' mächtige Kriegs- und Handelsflotte lag, da waten jetzt die Fischer und breiten auf den Felsen ihre Netze aus. Alexanders Damm wurde durch Meeresanspülung allmählich immer größer und hat sich jetzt zu einer Landenge ausgebildet, durch welche die Insel zu einer Halbinsel geworden ist. Und die Ufer sind so versandet, daß das Meer, wo es am tiefsten ist, einem Manne kaum bis an die Brust reicht. Die Hirten- und Fischerhäuser, die man dort findet, sind „elender als unsre schlechtesten Viehställe“. „Ach, wie bist du so gar wüste worden, du berühmte Stadt, die du am Meer lagst, und so mächtig warst auf dem Meere, samt deinen Einwohnern, daß sich das ganze Land vor dir fürchten mußte?“ (B. 17.) Das ist durch den Herrn geschehen, der Gerichte über Tyrus hat kommen lassen.

Lassen wir jedoch noch die andre Stadt mit ihrer Geschichte als Zeugin auftreten, daß Gott hält, was Er zuvor verkündigt hat. Es ist die alte Stadt

Sidon,

die fünf Meilen nördlich von Tyrus in einer wasserreichen und fruchtbaren Umgebung liegt. Sie ist viel älter als Tyrus und war bereits von ihrer Höhe gesunken, als Tyrus noch im Glanz stand. Aber während man von Tyrus spricht als von einer einst gewesenen Stadt, so ist Sidon dagegen noch heute eine bedeutende Stadt des Morgenlandes und besitzt an 15 000 Einwohner. Sie hat eine wunderschöne Lage und ist umgeben von prächtigen Gärten, vielen Palmen, Orangen, Feigen, Ol-

Maulbeer-, Aprikosen- und Bananenbäumen. Einst war sie die mächtigste Stadt Phöniciens und hat an vier Jahrhunderte die Herrschaft gehabt. Ihr Name bedeutet „der Erstgeborne Kanaan“. (1 Mose 10, 15.) Ihre Münzen trugen die Inschrift: „Die Mutter von Tyrus und Aradus.“ Von Israel ist Sidon nie erobert worden. Die Sidonier galten als Meister der Sternkunde, der Zahlenlehre und der Nachtschiffahrt. Die Stadt hatte einst zwei Häfen, von denen jetzt nur noch der nördliche besteht. Aber wenn Sidon auch den alten Glanz verloren hat, warum hat sie nicht aufgehört zu existieren? Warum ist sie geblieben, während Tyrus verschwunden ist? Warum hat sie nicht dasselbe Schicksal ereilt, das über Tyrus gekommen, da sie doch nur fünf Meilen von ihr entfernt liegt?

Gott hatte über Sidon ein andres Gericht ausgesprochen als über Tyrus, und darum ist auch ihre Geschichte anders. Sie sollte nach des Herrn Weissagung nicht das Gericht der gänzlichen Zerstörung, sondern das Gericht des Leidens tragen.

„Und ich will Pestilenz und Blutvergießen unter sie schicken auf ihren Gassen, und sollen tödlich verwundet drinnen fallen durch das Schwert, welches allenthalben über sie gehen wird, und sollen erfahren, daß ich der Herr bin.“ (Hes. 28, 21—23.)

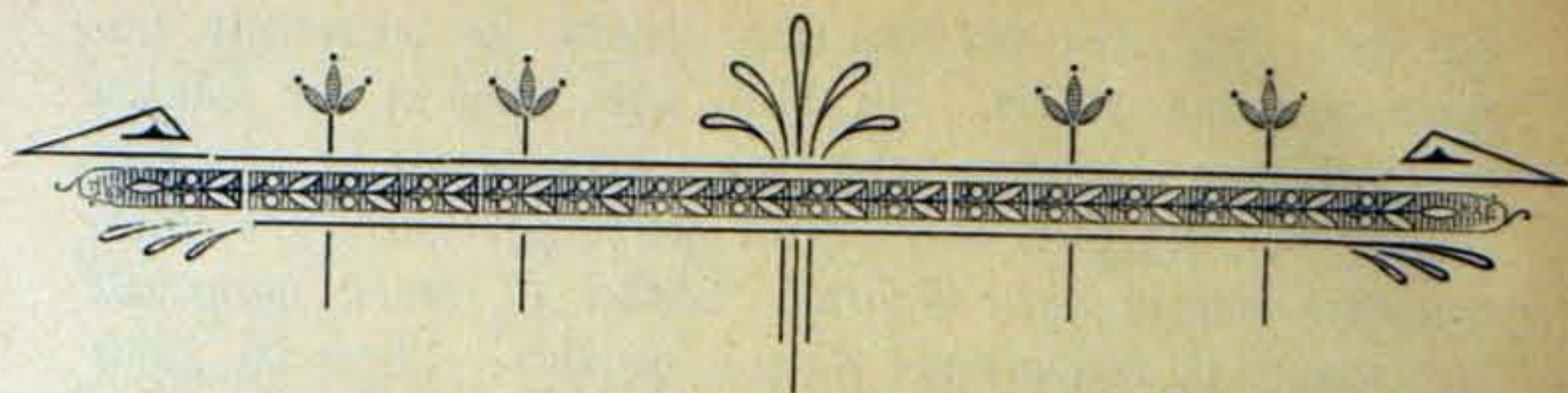
So lautet Gottes Gerichtsverkündung über Sidon. Pestilenz und Blutvergießen sollen in ihren Gassen sein, Verwundete sollen in ihnen fallen, und von allen Seiten will der Herr das Schwert über sie gehen lassen. „Kein Urtheil der Vernichtung wird über sie ausgesprochen, aber sie soll leiden.“ Und einige Thatfachen aus ihrer langen Geschichte werden zeigen, daß sich die Worte erfüllt haben. Zur Zeit der persischen Herrschaft stand Sidon an der Spitze der phönizischen Städte. Aber ein Aufstand führte 351 seine Zerstörung durch Artaxerxes Ochus herbei. Nach erfolgreichem Widerstand wurde sie schließlich an den Feind verraten. „Als alle Hoffnung, die Stadt zu retten, verschwunden war, zogen 40 000 Bürger vor, lieber zu sterben, als sich der persischen Rache zu übergeben. Sie schlossen sich mit Weibern und Kindern ein, steckten ihre Häuser in Brand und kamen in den Flammen um. Die Asche der Stadt ward für eine ungeheure Summe verkauft.“ Sidon wurde aber bald wieder aufgebaut, aber der Urtheilsspruch des Leidens lastet noch

auf ihr. Zur Zeit der Kreuzzüge wurde sie wiederholt eingenommen und zerstört. Sie blieb aber nicht in den Händen der christlichen Kämpfer. Im Jahre 1290 wurde sie von dem Sultan von Aegypten und Syrien wiedergewonnen, und Blutvergießen war in ihren Gassen. Seither ist Sidon wiederholt der Schauplatz verschiedener Kämpfe gewesen. „Noch im Jahre 1840, als Ibrahim Pascha aus Syrien vertrieben wurde, ward es von den vereinigten Flotten von England, Oesterreich und der Türkei bombardiert und von Admiral Ragier genommen, und wiederum ward Blutvergießen in ihre Gassen geschickt, und Verwundete fielen in ihrer Mitte.“

Das sind einige Thatfachen aus ihrer langen Leidensgeschichte, die jedenfalls ihren Abschluß noch nicht gefunden hat. Wann Sidons Leiden aufhören und das Gericht von ihr genommen werden wird, wissen wir nicht; vielleicht erst dann, wenn die Völker ihre Schwerter zu Pflugscharen verwenden und Löwe und Lamm zusammen auf der Weide gehen werden.

So haben wir aus den verschiedenen Vergleichen immer wieder die Wahrheit erkannt, daß des Herrn Wort wahrhaftig ist, und was Er zusagt, das hält Er auch gewiß. Ist der Herr nun in seiner Gerechtigkeit treu gewesen im Halten seiner Gerichte, wie sollte Er dann in seiner Liebe nicht auch treu sein im Erfüllen seiner Verheißungen, die Er seinem Volk gegeben hat? „Alle Gottesverheißungen sind Ja in Ihm, und sind Amen in Ihm, Gott zum Lobe durch uns.“ Und wenn die Weltgeschichte erst ihren Abschluß gefunden haben und alle Gerichte und Verheißungen Gottes in Erfüllung gegangen sein werden, dann wird kein Schatten den Ruhm der Treue Gottes trüben können, dann werden alle bekennen müssen: Gott hat sein Wort erfüllt!





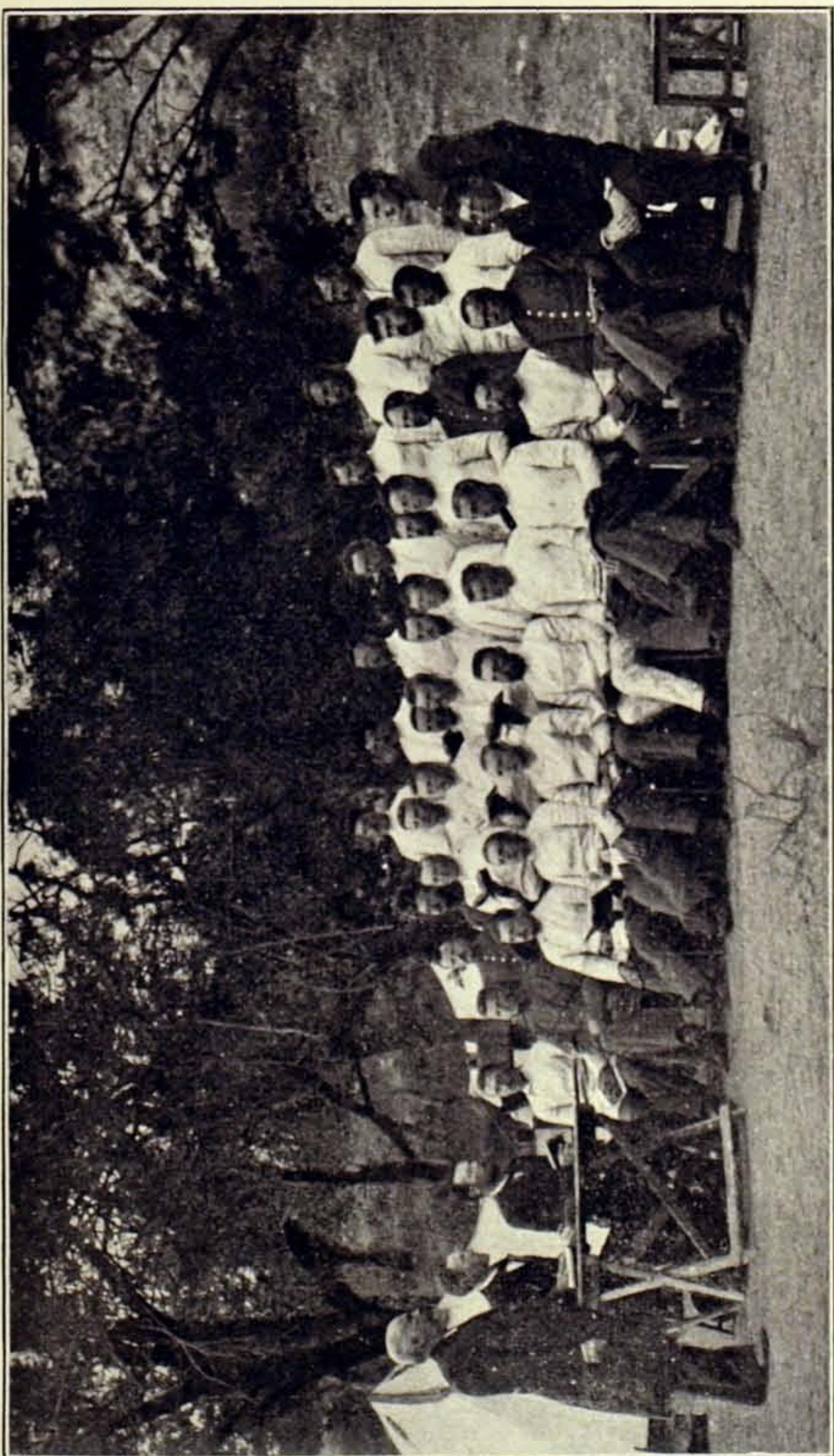
Ein Besuch bei unsern Jünglingen an der Südküste,

die daselbst in den Weinbergen thätig sind, gehört zu jenen Reisen, die dem Prediger außer den geistlichen Segnungen auch noch manches Angenehme und Sehenswerte bieten. Ein Kind der Steppe, das in den großen, zum Teil öden, wenn auch sehr fruchtbaren Steppengegenden unsers Vaterlandes groß geworden, hat kaum eine Ahnung oder Vorstellung von den Natur-Schönheiten, die unsre berühmte „Südküste“ besitzt. Tausende besuchen jährlich in den schönen Sommermonaten diesen Stolz unsers Vaterlandes. Und hier in dieser kleinen schönen Welt auf dem Gute „Forroß“ arbeitet gegenwärtig eine Abteilung unsrer jungen Mannschaft, die im Forstdienst steht.

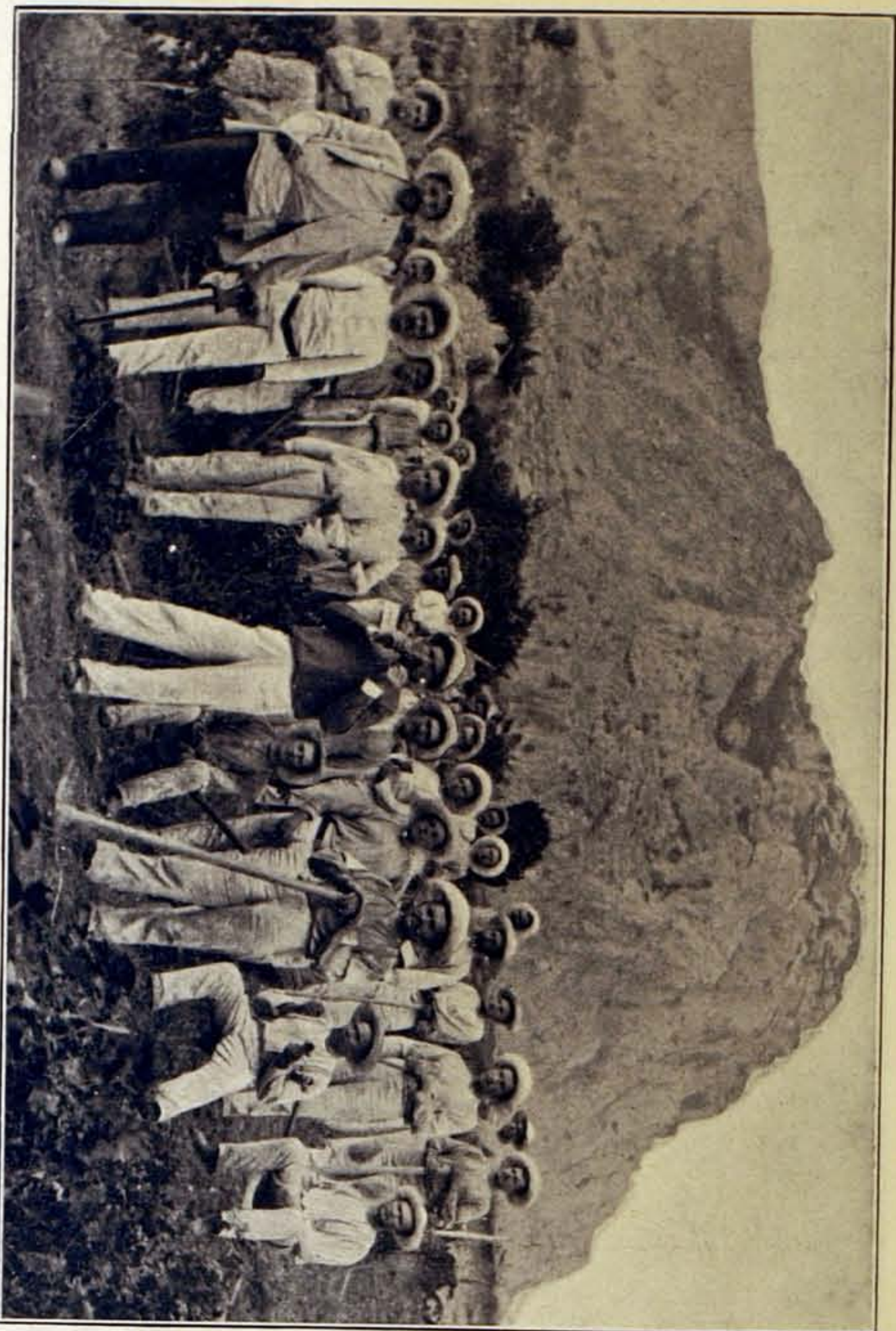
Schon im vorigen Jahre hatte ich den Auftrag erhalten, diese zu besuchen; jedoch zur Ausführung des Auftrags war ich nicht gekommen. Als nun im August Br. S. Braun ebenfalls im Auftrage eine Reise zu den Jünglingen machen wollte, entschloß ich mich, ihn zu begleiten. Auch mein Bruder fand es als die passendste Gelegenheit, seine Reise zur „Südküste“ zu machen. Als wir nach Sewastopol kamen, sahen wir auch Br. Harder, Prediger in Halbstadt, aus dem Zuge steigen. Wir begrüßten uns und fanden, daß er ebenfalls auf der Reise nach „Forroß“ war. Wir schlossen uns ihm an und bildeten hinfort



Das Kommando bei der Arbeit.



Das Kommando beim Gottesdienst.

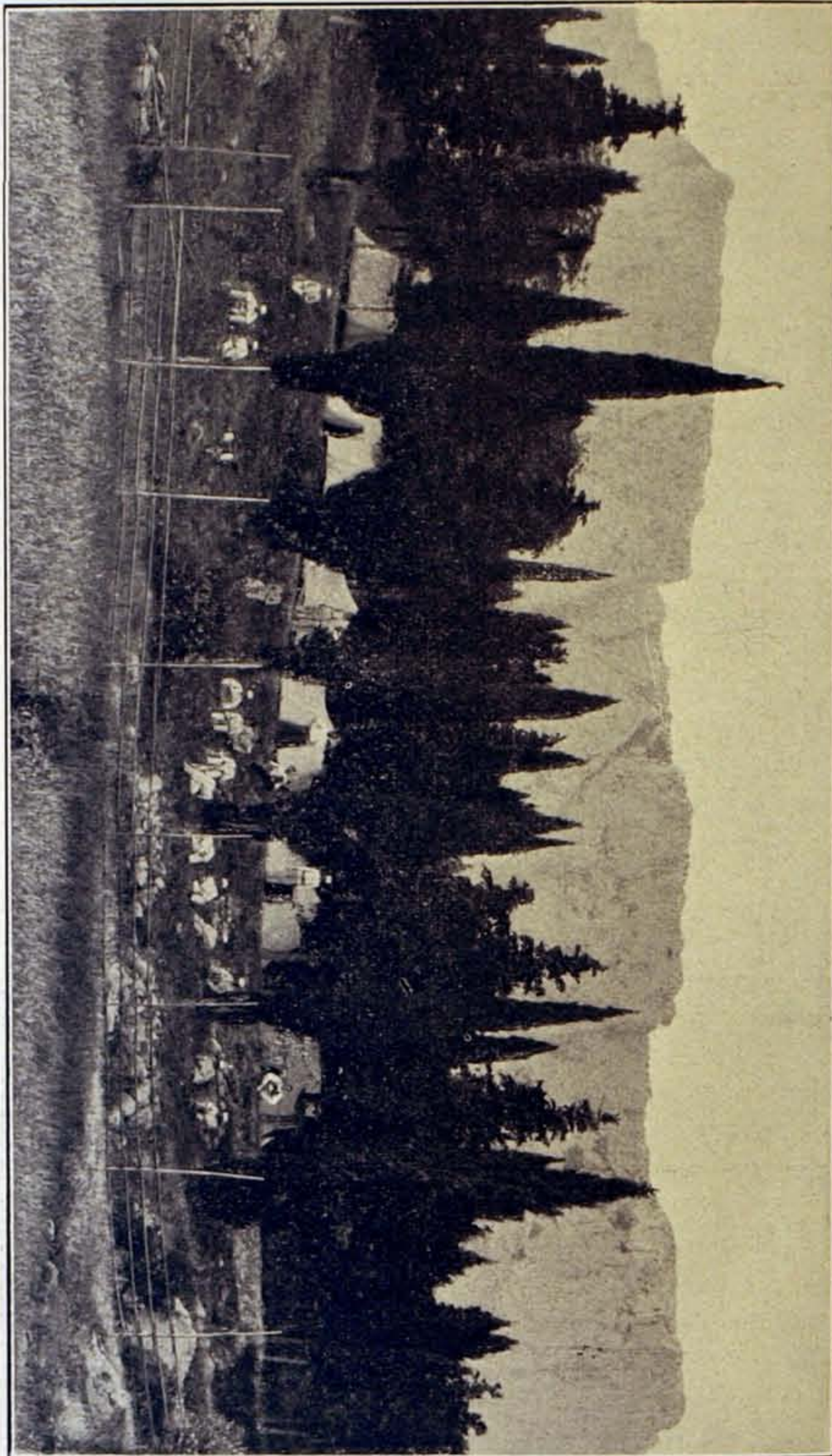


Das Kommando beim Musizieren.

eine kleine Reisegesellschaft von vier Personen. In Sewastopol fanden wir auch bald einen Kutscher, der bereit war, für gutes Geld — denn in dieser Zeit nehmen sie von den Reisenden fast soviel wie sie wollen, und man ist genötigt, ihnen das Geforderte zu geben — uns nach unserm Bestimmungsort zu fahren, welcher an 45 Werst von Sewastopol entfernt ist. Bei dem angenehmen Wetter hatten wir eine herrliche Fahrt. Nachdem die ersten 10 Werst zurückgelegt waren, kamen wir in die schöne Gebirgsgegend hinein, die dem Auge des Reisenden eine Naturschönheit nach der andern gewährt. Um 1 Uhr mittags kamen wir schon zur Poststation „Baidare“, und unmittelbar vor uns lag das berühmte „Thor von Baidare“. Ein jeder Reisende, der auf dem Landwege von Sewastopol nach Jalta gelangen will, muß durch dieses Thor hindurch. Es liegt zwischen zwei hohen Bergrücken, welche es verbindet, und ist ein kolossales Bauwerk aus grauem Granit. Bis dahin kann man von dem eigentlichen Südufer und dem weiten, blauen Meer und den prachtvollen Gütern, die an der Küste entlang zerstreut liegen, von denen manche als ein kleines Paradies erscheinen, nichts sehen. Erst wenn man durch dieses Thor hindurchkommt, das 2000 Fuß hoch über dem Meerespiegel liegt, sieht man einen Teil der eigentlichen Südküste in ihrer Pracht und Schönheit vor sich liegen. Jeder Reisende, der nicht träumend diese Strecke fährt, läßt hier seinen Kutscher halten, schreitet zu Fuß durch das Thor, bleibt stehen und bewundert dieses schöne Stückchen Welt.

Dem Christen, der noch ein besseres Land kennt und auf eine Stadt wartet, dessen Gründer und Baumeister Gott ist, bietet dieser Durchgang durch das Thor und der Anblick, den sein Auge dann genießt, fast einen Vorschmack von jener Stunde, wo seine Füße das Perlenthor des neuen Jerusalems werden betreten dürfen und er selbst dann als Vollendeter ungetrübt die Herrlichkeit Gottes und des Lammes schauen wird.

„Jerusalem von Golde,
Wo Milch und Honig fließt,
O Königsstadt, du holde,
Mein sehrend' Aug' dich grüßt!



Das Kommando im Lager.

Ich weiß nicht, welche Wonne,
Welch' sel'ge Freude harrt,
Wo Gott den Seinen Sonne
Und ihre Leuchte ward."

Sobald man durch dieses Thor hindurchkommt, sieht man auch tief unten am Meeresufer das große, schöne Gut Forroß liegen. Der Weg, der von der Hauptstraße, die an den Bergabhängen weiter nach Jalta führt, hinunter zu dem Gute geht, windet sich schlangenartig am Berge hinab und ist an 9 Werst lang, während der Fußsteg, der ebenfalls noch manche Krümmungen hat, nur ungefähr 3 Werst lang ist. Auf diesem Gut hat unser Kommando im Garten unter Bäumen die Zelte aufgeschlagen. Unsere erste Abbildung zeigt uns einen solchen Lagerplatz, jedoch nicht den bei Forroß, wo das Kommando zur Zeit unsers Besuchs weilte. Es war Sonnabend, als wir zum Kommando kamen, und viele waren mehr oder weniger gerade bei den Vorberatungen auf den Sonntag. Nachdem wir herzlich empfangen worden waren, durften wir bald eines ihrer Zelte beziehen und wurden aufs beste bewirtet. Nach dem Abendbrot läutete die Glocke auch gleich zu einem Abendgottesdienst, welcher von Br. H. Braun geleitet wurde. Am nächsten Tage fand sowohl vormittags wie auch nachmittags ein Gottesdienst statt, und wir als zugereiste Gäste hatten uns unsere Arbeit brüderlich geteilt und fühlten, der Herr war mit uns und gab Gnade zu unserer Reise. Die Abendstunde wurde noch ausgenutzt mit freien Mitteilungen, wo besonders auch dem einzelnen Gelegenheit geboten wurde, seine Freuden und Leiden, soweit sie für die Öffentlichkeit geeignet waren, zu erzählen. Manches teilte man uns auch mit von ihrem Zelt- und Wanderleben, das sie an der Südküste führen müssen, und wir kamen durch die Mitteilungen zu der Überzeugung, daß doch nicht alles so schön ist, wie man sich anfänglich das Leben dort denkt. Denn schaut man auf unsern Abbildungen, wie sie ihre Zelte unter den schönen Cypressen aufgeschlagen haben und wie sie so gemütlich bei ihrer Arbeit in den Weinbergen sein dürfen, wo sie sich beim Ausruhen an den schönen Trauben erfrischen, wie uns die dritte Abbildung zeigt, oder auch wie ein Gottesdienst unter freiem

Himmel unter schattigen Bäumen sich so feierlich macht, so könnte man leicht daraus schließen, daß das doch ein schönes Leben sein muß. Und manche der Jünglinge, die noch im Elternhause sein dürfen, könnte der Wunsch beseligen: „Wenn doch auch du erst dorthin in den Dienst treten könntest!“

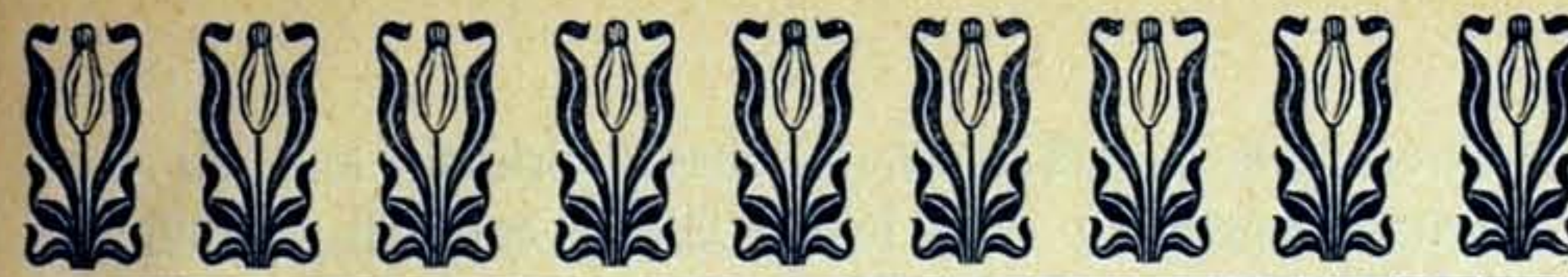
Natürlich, das wird von jedem der dort Dienenden anerkannt, daß das Leben dort schön ist, aber nicht ausschließlich schön. Denn wenn die starken Niederschläge kommen, wo kein Zelt genügend Schutz vor dem herströmenden Segen Gottes bieten kann, oder wenn sie gerade zur Zeit des Umziehens von einem starken Regen übereilt werden, dann kann man sich schon eine Vorstellung von dem machen, wie es dann in ihren Zelten aussehen muß oder welche Erfahrungen sie zur Zeit ihres Wanderns machen müssen. Und die Unannehmlichkeiten sind oft trotz der Vorsicht und dem Wohlwollen der Behörde, die in jeder Beziehung ihr möglichstes zu thun versucht, nicht vorzubeugen. So ist es vorgekommen, daß ein Strom Wasser durch die Zelte gelaufen ist, daß die Gummischuhe nicht mehr ausgereicht haben und infolge des starken Regens kein Kleidungsstück trocken geblieben ist; und mit dem Trocknen derselben war man genötigt zu warten, bis sich das dunkle Gewölk wieder ganz verzog und man sich dann der warmen Sonnenstrahlen wieder erfreuen durfte.

Jedoch ich breche ab, denn ich weiß nicht, ob ich noch mehr ausplaudern darf. Jeder der heimkehrenden jungen Männer ist alt genug, fragt ihn selber. Aber soviel ist sicher, wenn es auch manches Schöne in dem Dienst an der Südküste für den Dienenden giebt, so giebt es sicher auch manches Unangenehme. Aber soviel ist auch sicher, daß trotz dem Unangenehmen unser Dienst im Vergleich zu dem aktiven Militärdienst ein schöner Dienst ist, und wir wollen Gott danken, daß wir bis heute uns dieses Vorrechtes in unserm geliebten Vaterlande erfreuen dürfen.

Montag nahmen wir Abschied und traten unsere Heimreise an. Als wir oben bei der Poststation „Baidare“ wieder angekommen waren, teilte sich unsere Reisegesellschaft. Br. Harder fuhr wieder zurück nach Sewastopol und besuchte am folgenden Tage noch einige Jünglinge, die zu jener Zeit in Balaklanya

weilten. Wir dagegen fuhren nach Jalta, wo wir noch weiter uns die Pracht und Herrlichkeit der Südküste ansehen durften. Und als wir nach Verlauf von einer Woche wieder zurück in unser Heim kamen, da hatten wir den Eindruck mit heimgebracht: „Der Herr hat Gnade zu unsrer Reise gegeben.“

Jak. Kröfer.



Koloniale Rundschau.

Wir glauben unserm Leserkreis einen besondern Dienst damit zu erweisen, wenn wir mit ihm jährlich einen Rundgang in verschiedene Kolonien machen, um zu sehen, was sich im Laufe eines Jahres zugetragen hat. Die Angaben dazu sind etwas schwer zu erhalten; wir bitten deshalb solche, die sich für diese Rundschau und überhaupt für unsre Arbeit interessieren, uns von Zeit zu Zeit Mitteilungen zuzusenden über Sterbefälle hervorragender Personen*), Unglücksfälle, Ernteergebnis, oder auch über geistliche Erweckungen und was sonst von Wichtigkeit ist. Alle diese Mitteilungen werden dann dazu benutzt, um diese Rundschau zusammenzustellen.

Die Ernte des Jahres 1901 ist in den Molotschnaer Kolonien sehr verschieden ausgefallen. Durchschnittlich muß sie wohl als etwas unter mittel bezeichnet werden. Die Aussichten waren zuerst gut, später aber litt besonders die Frühjahrsaussaat an anhaltender Dürre. Unmittelbar vor der Ernte hat in vielen Dörfern der Hagel enormen Schaden angerichtet. Bastan, Kürbisse und Kufurus (Welschkorn) sind, wo der Hagel nicht getroffen hat, gut, ebenso auch Obst und Wein, die Kartoffeln sind schlecht. Am 23. Juni wütete ein orkanartiger

*) Kurzgefaßte Beschreibungen des Lebens und der Thätigkeit solcher Männer sind auch sehr wertvoll. Wo es uns passend erscheint, könnten solche Beschreibungen an einem andern Ort des „Jahrbuchs“ besonders aufgenommen werden.

Sturm über Groß-Tafma, Halbstadt, Brischib und die umliegenden Dörfer in einer solchen Weise, daß sich niemand in dieser Gegend eines solchen Unwetters erinnern kann. Einige Häuser wurden umgeworfen und manndicke Bäume mit den Wurzeln ausgerissen. Durch den mit diesem Sturm verbundenen Regen und Hagel entstand eine Überschwemmung, bei der auch eine Anzahl Menschen ums Leben kamen. *) Bei einer spätern, durch einen starken Regenguß veranlaßten Überschwemmung ertrank der elfjährige Pflegesohn des Löws, früher Lehrer in Rosenort, der sich auf dem Ohrloffer Kleinwirtslande an der Zusanlee angesiedelt hatte. Überhaupt wurden die Erntearbeiten durch häufigen Regen unterbrochen, welches aber die gute Folge hatte, daß auf den Stoppelfeldern noch viel Futter wuchs, welches den meisten sehr zu statten kam, da es sonst wohl an Winterfutter gemangelt hätte. — Von den Wollosten Halbstadt und Gnadenfeld wurde eine besondere Kommission, aus vier Abgeordneten der beiden Wollosten bestehend, beauftragt, Land zu suchen, um dann entsprechende Landgüter den Wollost-Versammlungen zum Ankauf für die Landlosen und Armen vorzuschlagen. Daraufhin wurde das 24800 Dessjätinen große Gut der Gebrüder Ljwow im Terefgebiet am Kaspiischen Meer zu 40 Rubel pro Dessjätine gekauft. Über diesen Landkauf gab es nachher viel Streit. Man prophezeite den Übersiedlern eine unglückliche Zukunft. Nachdem aber einige dort einen ganzen Sommer durchlebt und Land und Verhältnisse näher kennen gelernt haben, hat es doch einen ganz andern Anschein. Wenn auch gegenwärtig, während noch fast baumhohes Rohr und Sumpf bedeutende Flächen bedecken, noch Fieber und Mückenschwärme die Ansiedelung erschweren, so werden doch diese Plagen voraussichtlich in dem Grad, wie das Land kultiviert wird, verschwinden, und es wird dort allem Anschein nach eine blühende Kolonie geben. — Am 6. September 1900 waren es gerade 100 Jahre, seit Kaiser Paul I. den Mennoniten in Rußland das Privilegium erteilte, nach welchem sie für ewige Zeiten vom Militärdienst befreit seien. Aus diesem Anlaß wurden in den Kirchen Dankgottesdienste

*) Ob unter den Verunglückten auch Deutsche waren, habe ich nicht erfahren, die meisten waren wohl aus Groß-Tafma.

gefeiert und von den Kirchenältesten eine Dankadresse an Se. Majestät Kaiser Nikolaus II. gesandt und als Zeichen der Dankbarkeit 5000 Rubel für die Gesellschaft des Roten Kreuzes gespendet. Die Antwort des Kaisers lautete: „Mit Vergnügen gelesen und danke herzlich! Nikolai.“

In geistlicher Beziehung hatten sich die Molotschnaer Kolonien mancher Segnungen zu erfreuen. An mehreren Orten waren Erweckungen, und die Versammlungen zur Vertiefung des Glaubenslebens, die einigemal abgehalten wurden, werden hoffentlich gute Folgen hinterlassen haben.

Für die Chortiger Kolonien ist der projektierte und bestätigte Bau der zweiten Zafatherinenbahn von besondrer Wichtigkeit. Dieselbe wird von Alexandrowsk nach Ritschkas (Einlage) gehen, wo eine Brücke über den Dnjepr gebaut werden soll, dann nach Chortiga, wo in unmittelbarer Nähe der Bahnhof gebaut wird; weiter nach Nikopol und von dort zur ersten Zefatherinenbahn. — Die Ernte war zuerst vielversprechend, infolge schließlich anhaltender Dürre entsprach sie nicht den Erwartungen und fiel nur mittelmäßig aus. — Eine reiche Spende von 10000 Rubel erhielt die Chortiger Mädchenschule von der Witwe Walmann sen.

In den Memriker und Ignatjewer Kolonien war der Ernteertrag durchschnittlich sehr gering, jedoch an den einzelnen Orten noch sehr verschieden. Vom Weizen war der Durchschnittsertrag nicht ganz 2 Tschw., in Ignatjew noch weniger, von der Gerste zirka 3 1/2 Tschw. Am 14. August 1901 brannten Johann Sawakys, Kotljarewka, ab. In den Sommermonaten waren viele schwere Gewitter. Ein russischer Hirt wurde in der Nähe der Kolonien vom Blitz erschlagen, ein paar alte Leute zeitweilig gelähmt. Im Spätsommer 1901 herrschte in einigen Dörfern die rote und die weiße Ruhr, auch kamen Scharlach und Diphtheritis vor.

Im Charkowschen Gouvernement und im Ißjumschen Kreise giebt es bis jetzt 8 geschlossene deutsche Dorfgemeinden, darunter 3 mennonitische. Die Schulen in diesen Dörfern werden von 369 Schülern besucht. — Die Ernte des Jahres 1901 war mittelmäßig gut, Hafer und Gerste aber schlecht. — In Petrowka wurden am 1. Juli 8 Seelen durch die Taufe in

die Mennonitenbrüdergemeinde aufgenommen. Pfingsten hielt Professor Ströter daselbst einen viertägigen Bibelfkurs ab.

In den Ansiedelungen des Samaraischen Gouvernements war die Ernte des Jahres 1901 sehr schwach, durchschnittlich hat es vielleicht die doppelte Aussaat wiedergegeben. — Im Herbst 1900 verunglückte ein Kind des Peter Görz in Donskaja. Die Mutter lag im Wochenbett, der Vater war ins Dorf gegangen, die ältere Schwester, die soeben Besper gekocht hatte, war hinausgegangen. In dieser Zeit will ein Mädchen, noch nicht in den Schuljahren, schon trinken, kann aber die Tassen nicht bekommen und trinkt aus der Pfeife des Kaffeekessels. Sie hatte sich innerlich so verbrüht, daß sie nach einigen Tagen starb. — Mitte April 1901 brannten im Dorfe Koltan drei Wirtschaften ab. Das Feuer war dadurch entstanden, daß kleine Kinder mit Zündhölzchen gespielt hatten. — Am 7. Oktober soll das neuerbaute Versammlungshaus der Mennonitenbrüdergemeinde in Lugowsk eingeweiht werden.

In der Chortiger Ansiedelung des Drenburgischen Gouvernements haben auch, ähnlich wie an der Molotschna, Sturm und Hagel der Ernte großen Schaden zugefügt. In dem Dorfe Nr. 12 ertrank ein Arbeiter im betrunkenen Zustande in einem Fluß. — Am 16. Juli wurde Prediger Cornelius Fehr zum Ältesten ordiniert.

Im Ufimischen Gouvernement haben sich, besonders in der Nähe der Eisenbahnstationen Dawlekanowo und Schingad-Kul, in wenigen Jahren mehrere hundert deutsche Familien teils auf gekauftem, teils auf gepachtetem Lande angesiedelt, und zwar jeder auf seinem Lande, nicht in geschlossenen Dörfern. Infolge einiger guter Ernten lebten manche schon in ziemlich guten Verhältnissen. Die Ernte dieses Jahres fiel aber so schwach aus wie sonst noch keine dort. Die Wohlhabenderen werden es gut ertragen können, viele andre werden Not und Entbehrung in reichem Maß erfahren müssen. — Im Juni d. J. fuhren N. Wallen von Gortschakow per Achse nach der Samaraischen neuen Ansiedelung. Brücken und Wege sind in jenem Teil Rußlands meist jämmerlich schlecht. Auf der Heimreise müssen sie eine schmale Brücke passieren. Der Vater ist besorgt, daß die Pferde scheu werden könnten, spannt dieselben aus,

bringt sie zuerst hinüber und will dann die Droschke auch hinüberziehen. Vier Kinder sind im Wagen, während die Mutter ebenfalls zu Fuß über die Brücke geht. Weil der Vater nun die Droschke an der andern Seite nicht die Anhöhe hinanziehen kann, geht dieselbe zurück in den Fluß und schlägt um. Drei Kinder rettete er aus dem Wasser, das kleinste war von der Droschke erschlagen. — G. Braun, ebenfalls von Gortschakow, fuhr mit seiner kranken Frau anfangs Juni zur Kur nach dem Süden. Unterwegs wurde sie kränker und starb und mußte bei dem Städtchen Tschugujew unweit Charkow begraben werden. Hr. Braun erfuhr viel Teilnahme von seiten der Russen; am Grabe las er aus einem russischen Neuen Testament und betete in russischer Sprache. — Gutsbesitzer Franz Klaffen baute auf seinem Lande eine neue mennonitische Kirche.

Im Dongebiet ist die Ernte in den meisten Orten schlecht. Weitere Nachrichten fehlen.

Im Kubangebiet wie auch im ganzen Kaukasus war die Ernte durchweg gut. Die zwei mennonitischen Dörfer Großfürstenthal und Nikolaidorf verloren durch einen Hagelschauer ihre ganze Ernte. Auch Obst und Wein gab es im Kaukasus viel. Auch die Getreidepreise sind dort sehr gut, weil das Getreide ostwärts und südwärts nach Petrowsk, Baku, Persien usw. geht.

Bei uns in der Krim fiel die Ernte sehr verschieden aus. Spat und Umgegend, sowie der größte Teil des Feodosiaschen Kreises hat eine gute Ernte zu verzeichnen, bei Kurman-Kem. mittelmäßig, auf der Strecke von Taganasch bis Berekop ist sie schlecht. Die Lage vieler armer Bauern ist hier um so schwerer, als auch die beiden vorhergehenden Ernten schlechte waren. Ein Glück ist, daß infolge starker Regengüsse im Sommer noch viel Futter gewachsen ist. — In Karassan starb am 19. April 1901 nach längerem Leiden Prediger Heinrich Rempel. Sein Andenken bleibt im Segen. In durchaus uneigennütziger Weise stellte er seine ganze Zeit und Kraft in den Dienst am Werk des Herrn. Auch in der Zeit, als sein Kehlschleiden schon einen bedeutenden Grad erreicht hatte, that er noch, was er konnte, für seinen Meister. Er war zuerst Schullehrer in Karassan, studierte dann einige Jahre in Chischona

bei Basel und weihte sich dann ausschließlich dem Predigerberuf. In den letzten Jahren war er auch Präses im Schulrat der Krimer Mennoniten. — In Karassan wurde in diesem Jahre eine schöne Kirche gebaut, welche am 16. September feierlich eingeweiht wurde.

Die Chersonschen und Bessarabischen deutschen Kolonien erfreuten sich wieder einer verhältnismäßig guten Ernte, nachdem ihnen das Jahr 1899 eine totale Mißernte und das Jahr 1900 eine schwache Ernte gebracht hatte. An einigen Orten fängt man dort auch schon mit der Schwarzbrache an, aber noch nur mehr versuchsweise. Man muß sich wundern, daß sie denen nicht glauben, die ihnen aus einer mehr als fünfzigjährigen Erfahrung den Segen der Schwarzbrache bezeugen.

Mit diesen unvollständigen Notizen müssen wir unsre Jahresrundschau schließen. Wir hoffen aber mit Gottes Hilfe, daß dieselbe in Zukunft noch eine bedeutende Erweiterung erfahren wird. Möge der Herr unsre Kolonien in Rußlands Steppen auch weiterhin segnen und sie zum Segen setzen!

A. R.



Zu viel versprochen!

In unserm „Familien-Kalender 1902“, sowie in einem besondern Prospekt haben wir einige Artikel angezeigt, die in dem neu herauszugebenden Jahrbuch aufgenommen werden sollten, die aber für dieses Jahr wegen Raummangel wegfallen müssen. Die „Geschichte der deutschen Ansiedelungen in Turkestan und Chiwa“ konnte auch wegen Mangel an Zeit nicht für diesen Jahrgang druckfertig gemacht werden. Man kann beim Schreiben eben nicht genau wissen, für wie viel Material eine gewisse Anzahl Druckseiten Raum hat. Will's Gott, so bringen wir das übrige nächstes Jahr.

Der Titel dieses Werkchens

zeigt an, daß es, ähnlich wie jetzt, sein Erscheinen jährlich machen soll. Hoffentlich wird es in Zukunft etwas früher, wenigstens geraume Zeit vor Weihnachten, ans Tageslicht kommen können. Wir sind überzeugt, daß manche dieses Unternehmen mit Freuden begrüßen werden. Es wird aber auch ohne Zweifel nicht an solchen fehlen, welche fragen: „Wozu das noch?“ So fragte man auch, als unser Familien-Kalender und unser Abreiß-Kalender ins Leben gerufen wurden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß es trotz der vielen anhaftenden Mängel kein eitles Unternehmen war. Weil aller Anfang schwer ist, so möchten wir diejenigen, die uns in unsern Absichten verstehen, angelegentlichst bitten, ihren Einfluß auch für die Einführung dieses Jahrbuchs geltend zu machen. Der Herr vergilt alles, was wir um seines Namens willen thun.

Die genaue Adresse des Verfassers der „Reise nach Jerusalem“ ist: J. G. Kargel, St. Petersburg, Wassily Ostrow, Simanskaja 3. Von demselben Verfasser ist eine tiefergreifende Predigt über Jer. 8, 20—22: „Klagen und Fragen“ in unsrer Predigt-Serie: Beugnisse von Christo erschienen. Preis 10 R., Parteen billiger. In Deutschland bei F. W. Köhler, Elberfeld. Preis 20 M. In Amerika bei J. F. Harms, Medford, Nl. Preis 5 Cents. Auf dessen wertvolles Buch: „Licht aus dem Schatten“ wurde schon früher hingewiesen.

Herr J. G. Kargel bereist gegenwärtig mit obrigkeitlicher Erlaubnis die Gefängnisse Rußlands, um den Sträflingen das Evangelium von der Liebe Gottes in Christo zu bringen und unter ihnen Neue Testamente zu verteilen. Beten wir für ihn und sein wichtiges Werk!



Goshen College Oct. 1976

Christliches Jahrbuch zur Belehrung und Unter-
haltung. - Elkhardt, Ind., 1902

Ausleihdatum

Name

Kz
34.253
Ch2
1902
K.3

